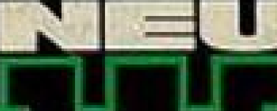
1,80 DM / Band 532
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Blutschwur

Frankreich F 6,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Blutschwur

John Sinclair Nr. 532

von Jason Dark

erschienen am 13.09.1988

Titelbild von Jim Burns

Sinclair Crew

Der Blutschwur

Der Friedhof war düster und versteckte sich unter dem dunklen Tuch des Nachthimmels. Wenn Lichter zu sehen waren, dann in der Ferne, wo die Hauptstraße einen Bogen schlug. Nicht einmal ein Reflex erreichte das Gelände mit den Gräbern.

Es war der Hort des Todes, der Einsamkeit, des Vergessens. An manchen Stellen glich der Friedhof einem verwilderten Garten, an anderen wiederum war er geometrisch gegliedert. Dort befanden sich die frischen Gräber. Es würde Jahre dauern, bis der Bewuchs an den schmalen Wegrändern hoch genug war, um auch sie zu überwuchern.

Ein kühler Märzwind wehte über den Totenacker. Er spielte mit den Zweigen der Büsche, ließ sie zittern und schwanken und kämmte das Gras in eine Richtung.

Auf dem Boden waren noch Pfützen. Manche von ihnen schimmerten wie glänzende Augen. Auf dem älteren Teil des Friedhofs gab es kaum noch Trennungen zwischen den alten Grabstätten.

Unkraut hatte sich ausgebreitet und die Gräber mit dicken Schichten bedeckt, aus denen die Grabsteine hervorschauten wie steinerne Zeugen einer längst vergessenen Zeit.

Niemand ging gern auf diesen alten Friedhof. Schon gar nicht bei Nacht, aber es gab Ausnahmen.

In der Nähe, wo eine alte Mauer ebenfalls Spuren einer Zerstörung aufwies, bewegte sich etwas in der Dunkelheit. Es waren Schatten, die aus verschiedenen Richtungen kamen und sich am Friedhof trafen.

Auch sie glichen Geschöpfen der Nacht. In ihrer dunklen Kleidung wirkten sie wie Phantome. Die Gesichter, die eigentlich hätten erkennbar sein müssen, waren ebenfalls düstere Flecke, weil man sie grau geschminkt hatte.

Junge Männer und Frauen näherten sich der alten Grabstätte. Sie bewegten sich schnell und dennoch leise voran. Ihre Schritte schleiften über den Boden. Die Besucher sprachen nicht miteinander. Jeder wußte, was ihm bevorstand, und der Worte waren genug gewechselt.

Am alten Tor des Friedhofs trafen sie zusammen. Einer zog den rechten Flügel auf. Die Angeln waren frisch geölt. Kein Geräusch durchdrang die Stille, nur das scharfe Atmen der Ankommenden war zu vernehmen.

Der Reihe nach betraten sie den Friedhof. Manche aufrecht gehend, andere geduckt, als hätten sie etwas zu verbergen. Vier von ihnen blieben nahe der Mauer zurück, die anderen verschmolzen mit der über dem Friedhof liegenden Dunkelheit.

Es war noch nicht Mitternacht, denn genau um diese Zeit sollte ihr Meister erscheinen. Sie kannten das Ritual bereits, sie erwarteten ihn, denn diese Nacht sollte für sie und ihre weitere Zukunft entscheidend sein.

Zeit verstrich. Die jungen Männer und Frauen – zumeist Studenten – sprachen kaum miteinander. Alles war gesagt worden, und sie hatten die erste Niederlage hinter sich.

Diesem Treffen auf dem Friedhof war eine Flucht vorausgegangen. Aus ihrem Home hatten sie fliehen müssen, denn man war auf sie aufmerksam geworden und begann damit, sie zu bekämpfen.

Dennoch mußte das Ritual durchgeführt werden, denn eine von ihnen war in den Tod gegangen. Freiwillig hatte sie die Reise ins Jenseits angetreten, das große Glück hatte auf sie gewartet, aber man hatte ihr Testament nicht erfüllen wollen.

Das wollten die Finsteren, so nannten sie sich, nachholen. Maria hatte es verdient, so begraben zu werden, wie sie es für richtig gehalten hatte.

Noch war sie nicht da. Auf dem Friedhof war sie im Sarg von den Finsteren entführt worden. Sie sollte eine richtige Beerdigung bekommen.

Ein schwarzer Sarg, ein schwarzes Kleid und die schwarze Rose sollten dabei sein.

All das lag bereit. Maria hatte die Todeskarte gezogen, und sie war den Weg gegangen.

Die Finsteren hatten sich auf dem Friedhof verteilt. In der Dunkelheit warteten sie. Keiner von ihnen war zu sehen. Sie standen so günstig verteilt, daß sie mit den Schatten der Nacht verschmolzen.

Nur ihr Atem war zu hören.

Der Friedhof gehörte zu denen, die am Rand der Stadt lagen. Jenseits der Altstadt, sehr einsam, als hätten ihn die Menschen bewußt dort angelegt, um mit den Toten nicht mehr viel zu tun haben zu müssen.

Noch blieb es still. Auch die einzelnen Mitglieder der Gruppe sprachen nicht miteinander. Sie warteten ab, der Wagen mußte irgendwann kommen. Ihre Blicke glitten über die Mauer hinweg und waren dorthin gerichtet, wo sich die Haupt- und Umgehungsstraße befand, die nach Norden führte, hinein in die Berge.

Sie lief durch bis zur österreichischen Grenze, wo die hohen Wände der Karawanken standen, dieser massigen Bergkette, die das Gebiet der Alpen zum Süden hin abschloß.

Zwei Lichter erschienen auf der Straße. Um diese Zeit fuhr dort nur selten ein Wagen her. Zudem bewegten sich die Lichter in Richtung Friedhof.

Das mußte der Wagen sein, auf den sie sehnsüchtig warteten.

Schon bald hörten sie das Brummen des Motors. Die Scheinwerferlanzen tanzten über unebenen Boden, ein Beweis dafür, daß das Fahrzeug die normale Straße verlassen hatte.

Der lange Lichtteppich erreichte die halb zerstörte Mauer des Friedhofs. Er glitt blaß und hell darüber hinweg, riß die Grabsteine aus der Finsternis.

Dann sackte das Licht wieder weg und endete an der Außenseite der Mauer.

Nicht weit vom Eingang entfernt, stoppte der Wagen. Die vier Darker, die am Eingang gewartet hatten, hoben die Arme und winkten. Für den Fahrer war es das Zeichen.

Der Motor lief aus, die Scheinwerfer verlöschten. Aus der Dunkelheit lösten sich die vier Schatten. Sie liefen auf das Fahrerhaus zu, dessen Tür von innen aufgestoßen wurde.

»Alles klar bei euch?« fragte der Fahrer.

»Sicher. Und bei dir?«

Ein graugeschminktes Gesicht verzog sich in der unteren Hälfte zu einem Lächeln. »Aber klar, ich habe sogar den schwarzen Sarg

aufgetrieben.«

»Dann könne wir sie ja umbetten.«

»Natürlich.« Der Fahrer stieg aus. Er drückte die Tür leise hinter sich zu. Die Finsteren waren es gewohnt, heimlich zu arbeiten, sie haßten das Aufsehen, sie wollten sich ungesehen bewegen können, niemand sollte ihre finsteren Rituale stören.

Daß sie Angst und Entsetzen verbreiteten, störte sie nicht. Auch nicht ihre ungeheuer negative Popularität, die sogar die Grenzen überschritten hatte, war ihnen egal. Sie machten weiter, denn ihre Aufgabe bestand darin, die Todessehnsucht ihrer Mitglieder voll und ganz zu erfüllen.

Gemeinsam öffneten sie die Plane an der hinteren Ladefläche. Der Strahl stach in den dunklen Raum und tastete sich über zwei Särge hinweg.

Einer war braun, der andere pechschwarz. Er besaß an jeder Seite zwei silberfarbene Tragegriffe.

»Ist sie schon umgebettet worden?«

Der Fahrer schüttelte den Kopf und kletterte auf die Ladefläche.

»Das werden wir jetzt machen.«

Seine vier Kumpane folgten ihm. Sie hockten sich neben dem Sarg nieder. Er war schnell geöffnet. Sie leuchteten in das Unterteil und sahen die Tote.

Ein junges Mädchen, fast neunzehn Jahre alt. Maria war aus dem Leben geschieden und hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen. Die Wunde war kaum zu sehen. Eine gut angebrachte Schminke verdeckte sie fast völlig.

Die Männer hoben den steifen Körper aus dem Sarg. Da die Hände der Toten über der Brust zusammengefaltet worden waren, mußten die Finger erst aufgebogen werden. Niemand störte sich an den knackenden Geräuschen.

Sie zogen die Tote aus. Das schwarze Kleid lag bereit, ebenso die schwarze Rose – ihr Symbol, das Zeichen der Verschwiegenheit untereinander. Wer redete, wurde mit dem Tod bestraft. Im Gegensatz zu den freiwillig aus dem Leben Geschiedenen war dieser Tod keine Erlösung. Er würde in das Grauen führen.

Mittlerweile war auch das Oberteil des schwarzen Sargs angehoben worden. In der unteren Sarghälfte war der Boden mit einem weichen, schwarzen Tuch ausgepolstert worden. So war es bei ihnen ebenfalls Sitte, und sie betteten die Tote vorsichtig um, nachdem sie ihr mit einiger Mühe das schwarze Kleid übergestreift hatten.

Danach wurde der Sarg verschlossen.

Sie schauten sich gegenseitig an, nickten sich zu. Ein Lächeln zuckte über ihre Lippen.

»Fertig?« wisperte einer.

»Ja.«
»Dann ab mit ihr.«
Es ging alles glatt. Sie kannten sich aus. Ohne daß es zu einem Zwischenfall kam, luden sie den Sarg ab, stellten ihn einmal noch ab und packten die vier Griffe an.
Der Fahrer schloß die Plane wieder. Seine Kumpane gingen inzwischen auf das offenstehende Tor des Friedhofs zu und betraten das düstere Gelände.
Dort hatten die anderen auf sie gewartet. Die jungen Männer und Frauen kamen aus ihren Verstecken und ließen die vier Sargträger vorgehen, um sich anschließend hinter den Trägern einzureihen.
Zu zweit schritten sie nebeneinander her. Gesprochen wurde nicht. Nur das Geräusch der Schritte war zu hören. Manchmal schleiften sie über den weichen Boden, hin und wieder traten sie auch in Wasserpfützen. Ihre Gesichter blieben starr und ernst, während sie hinter den Sargträgern herschritten.
Sie betraten den alten Teil des Friedhofs und hielten sich hinter dicht wachsendem Buschwerk in Deckung, um nicht sofort von einem möglichen Besucher gesehen zu werden.
Ihr Ziel lag fast an der gegenüberliegenden Seite, wo hinter den Gräbern ein künstlich angeschütteter Hang lag, der mit dichtem Buschwerk bewachsen war, wobei sich die dornenbesetzten Zweige wie Arme ineinander klammerten.
Hier gab es kein Durchkommen, die Natur hatte an dieser Stelle eine Mauer gebildet, und die genau brauchten sie. Niemand sollte sie sehen und beobachten können. Das hier war ihr Gebiet, ihre Gegend. Hier fühlten sie sich wohl und unter dem Mantel der Dunkelheit geborgen.
Einige von ihnen hatten sich mit Schaufeln bewaffnet und ein altes Grab ausgehoben.
Wer hier vor langer Zeit begraben worden war, dessen Sarg hatte dem Druck der Erdmassen längst nicht mehr standhalten können.
Das Holz war gebrochen, die Erde nachgerutscht.
Die zuckenden Lichtspeere zweier Stablampen glitten in das Loch mit der aufgewühlten Erde und über das bleiche Restgebein hinweg.
Es traf auch die aufgeworfenen Lehmhügel zu beiden Seiten des Grabes.
»Ist es tief genug?«
»Ja.«
»Sollen wir auf den Dekan warten?« erkundigte sich ein junges Mädchen. Es nahm zum zweitenmal an diesem Ritual teil und zitterte äußerlich und auch im Innern.
Sie hieß Dunja, stammte vom Land und war mit ihren Eltern vor einem Jahr nach Zagreb gezogen, wo sie auch einen Platz an der Universität bekommen hatte. Dort studierte sie Geschichte und

Archäologie. Die Finsteren waren auf sie aufmerksam geworden, weil sie sich auch für gewisse Hintergründe interessierte und genau wissen wollte, was es an metaphysischen Dingen auf der Welt gab.

Antworten hatte sie nicht bekommen, aber sie würde noch in dieser Nacht die Weihe empfangen. Nur wenn sie die besaß, war sie in den Kreis der Finsteren aufgenommen.

Jemand sprach sie an, weil sie zu sehr im Hintergrund stand und einen Fuß bereits in die Schräge des Hangs gestemmt hatte. »Komm her, Dunja, du bist heute auch an der Reihe.«

Zu ihr gesprochen hatte Goran. Er war nicht nur der älteste der Finsteren, schon 25, er war auch als eine Art von Stellvertreter vom Dekan Diavolo ausgesucht worden.

Goran war groß und breitschultrig. Er hatte sein langes Haar »gegelt«. Die einzelnen Strähnen wirkten wie steife Schlangen. Über der breiten Stirn war es zu einem Pony geschnitten. Die Gesichtszüge besaßen etwas Asiatisches.

Goran gehörte zu den gefährlichsten unter ihnen, und er war auch schwer bewaffnet. Auf der Gesichtshaut lag eine dunkelgraue Schicht aus Schminke, und selbst seine Fingernägel zeigten einen schwarzen, leicht glänzenden Lack.

Dunja fürchtete sich zwar nicht direkt vor ihm, sie spürte jedoch eine gewisse Beklemmung, als sie seinem Wunsch nachkam und langsam auf ihn zuschritt.

Er starrte ihr mit kaltem Blick entgegen. Die dunklen Pupillen fielen in dem düsteren Gesicht nicht auf, dafür leuchtete das Weiße in den Augen, wenn er sie bewegte. Dann winkte er mit dem rechten Zeigefinger zum Zeichen, daß sich Dunja schneller bewegen sollte, was sie auch tat.

Dicht vor ihm blieb sie stehen. Goran wußte genau, daß sie erst in den Zirkel eingeführt werden mußte, hob den Arm und strich über ihre Wangen. Dabei krümmte er die Finger etwas, so daß die Nägel nicht kratzten, sondern kitzelten und auf der Haut des Mädchens einen Schauer hinterließen.

Sie war zwanzig Jahre jung und hatte sich ihr schon dunkles lockiges Haar in einem noch intensiveren Schwarz färben lassen.

Sie trug einen langen, schwarzen Mantel, der ihre hübsche Figur verdeckte. Unter dem Mantelsaum schauten schwarze Hosenbeine hervor.

Dunjas Gesicht hatte durch die Anspannung etwas Puppenhaftes bekommen. Sie starrte Goran an, ohne ihn eigentlich wahrzunehmen. Zu sehr konzentrierte sie sich auf seine Berührungen.

Dann hörte sie seine Stimme. Schauspieler lernen zu flüstern und gleichzeitig so laut zu sprechen, daß sie noch in den letzten Reihen gehört werden können.

So ähnlich redete auch Goran. Jeder vernahm seine Worte, auch wenn er weiter entfernt stand.

»Es ist gut und immer etwas Wunderbares, daß weitere Freunde zu uns stoßen. Du, Dunja, wirst in dieser Nacht die Weihe des Dekans bekommen und dich damit in unseren Kreis einreihen. Es wird dir von nun an gutgehen, denn du gehörst zu den Auserwählten, die sich nach dem Blutschwur sehnen, um einen Blick ins Jenseits werfen zu können, wo sie umfangen werden von einem Mantel des Glücks, der sie nie mehr loslassen wird. Das alles verspreche ich dir.«

Dunja nickte. »Ja, ich freue mich darauf. Ich bin gespannt, wie es dem Meister gefallen wird, ob er mich für würdig hält.«

»Ich habe, für dich gesprochen, kleine Dunja. Schon jetzt wirst du den ersten Kontakt zum Jenseits bekommen.« Er trat einen Schritt zurück und wandte sich mit seinen nächsten Worten an die umstehenden, schweigenden Personen, »öffnet den Sarg!«

Es gab keine Widerrede. Gleich zu viert bückten sie sich und öffneten die Verschlüsse des Deckels. Sie legten ihn auf die weiche Graberde. Alle schauten auf Maria Mitics Leiche.

Dunja schloß für einen Moment die Augen, weil sie sich so erschreckt hatte, sagte sich aber dann, daß sie hinschauen mußte, wenn sie aufgenommen werden wollte.

»Eine sehr schöne Tote«, flüsterte Goran. »Ja, sie ist einfach wunderbar. Findest du nicht auch, Dunja?«

Das Mädchen nickte steif.

»Mehr hast du nicht zu sagen?«

»Doch… doch … sie ist schön.«

»Das meine ich doch«, flüsterte Goran. »Auch du wirst bald eine so schöne Leiche abgeben.«

Sie hörte die Worte, ignorierte sie aber, schaute zu Boden und spürte den leichten Druck einer Hand auf ihrer Schulter. »Du mußt ihn anschauen, Dunja, ihn anschauen.«

»Ja…« Langsam hob sie den Kopf.

Goran grinste etwas schief. In seinen Augen irrlichterte es.

»Möchtest du keine Leiche sein?« fragte er nach.

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Unser Ziel ist der Tod! Hast du das vergessen?« Er hatte seine Stimme um eine Nuance erhoben.

»Nein, ich habe es nicht vergessen, nur nicht daran gedacht.«

»Ja, das kann passieren«, gab er zu und deutete auf die Leiche der Maria Mitic. »Sie liegt vor dir, selbst im Tod ist sie schön, vielleicht schöner als im Leben, denn sie befindet sich jetzt schon an dem Ort, nach dem wir uns alle sehnen. Das Jenseits hält ihren Geist umfangen, es läßt ihre Seele laufen. Vielleicht schlägt das auf ihr Aussehen zurück. Jeder von uns, der in den Tod ging, sieht so glücklich aus. Du

wirst ebenfalls merken, wie es ist. Berühre sie. Knie nieder und streichle über ihr Gesicht, das wird dir guttun.«

Dunja zuckte zusammen und schaute Goran aus großen Augen ängstlich an. »Soll ich… soll ich es wirklich tun?«

»Ja…«

Die anderen beobachteten sie ebenfalls, wie sie niederkniete, um leichter an die Tote heranzukommen. Sie streckte ihren Arm über den Sargrand hinweg und berührte das Gesicht der Toten. Sie spürte kalte, weiche Haut.

Dunja mußte ihre Furcht überwinden, um die Finger an der Wange entlang bis hin zum Hals nach unten wandern lassen zu können. Erst dann war Goran zufrieden.

»Steh wieder auf. Alles weitere ist nicht deine Sache. Wir werden sie jetzt begraben, wie es das Ritual vorschreibt. Und über ihrem Grab wirst du deinen Blutschwur leisten.«

Noch wußte das junge Mädchen nicht, was genau damit gemeint war. Dunja war nur klar, daß es ein Zurück für sie nicht mehr gab.

Sie hatte einmal zugestimmt und würde auch dabei bleiben.

Man steckte ihr die Rose zwischen die Hände, verschloß den Sarg wieder und ließ ihn zu viert ins Grab hinab.

Er schlug etwas kantig auf, blieb auch schräg stehen, und das reichte den Finsteren.

Kräftige, dunkel geschminkte Hände griffen nach den in dem Erdhaufen steckenden Schaufeln. Eine Arbeit, die sonst der Totengräber allein durchführte, erledigten sie jetzt alle zusammen.

Das schwere Erdreich klatschte in das Grab und landete dumpf auf dem Deckel des Sargs. Die Darkers arbeiteten geschickt und zielstrebig. Es war ihnen anzusehen, daß sie diese Arbeit nicht zum erstenmal durchführten.

Schon bald konnten sie das lockere Erdreich festtreten. Auf der Grabstätte entstand ein kleiner Hügel.

Goran war zufrieden. Er lächelte kalt, als er seine Runde drehte und die Blicke in die Gesichter seiner Schützlinge senkte. »Wir werden noch größer werden«, versprach er. »Der Meister wird uns zum Ziel führen, zur Glückseligkeit im Reich des Todes.«

»Wann kommt er?« fragte jemand.

»Noch in dieser Nacht!« lautete die Antwort. »*Er* bestimmt die Zeit, nicht wir.«

»Wir warten auf ihn. Wir warten voller Sehnsucht. Wird er wieder die Karten mitbringen?«

»Ich weiß es selbst nicht«, gab Goran zu, »aber wir müssen damit rechnen. Der Meister ist immer für eine Überraschung gut. Er wird dann einen von uns auserwählen, der dann das Glück hat, ins Jenseits schauen zu dürfen. Wir alle wollen es, denn diese Welt gibt uns nichts.

Jeder von uns spürt die Todessehnsucht in sich. Im Zeichen der Rose und des Schwans haben wir uns versammelt. Freiheit heißt Tod! So sagte es die indische Philosophie der Romis-Gruppe, und dieser Schwan, der auch bei ihnen eine zentrale Rolle gespielt hat, wird auch uns begleiten. Freut euch darauf, meine Freunde. Freut euch auf die Freiheit…«

Markige Worte, die in der düsteren Umgebung ihre Wirkung nicht verfehlten.

Die Mitglieder nickten. Sie kannten die Philosphie genau, und sie lebten auch danach. Ein jeder von ihnen hatte sich umgestellt. Ihr Leben verlief in anderen Bahnen, bis es in der lang ersehnten Freiheit schließlich endete.

Mehr brauchte er nicht zu sagen. Sie alle kannten diese Philosophie nur zu gut.

Es war auch Goran, der plötzlich den Schein entdeckte. Schon auf dem Friedhof zuckte für einen Moment eine düstere Flamme auf. Sie verlosch sehr schnell, aber die Finsteren wußten Bescheid.

Der Dekan Diavolo war unterwegs. Ihr Meister, ihr großer Mentor, dem sie vertrauten.

Zitternd und gespannt warteten sie ab. Auch Dunja hoffte auf die Ankunft des Dekans, obwohl sie tief in ihrem Innern ein beklemmendes Gefühl spürte, das sich wie ein Druck um ihr Herz gelegt hatte.

Sie hörten ihn nicht, doch der Mentor war plötzlich da. Er stand neben dem Grab, als hätte er sich materialisiert.

»Der Meister!« flüsterte eine Stimme. »Endlich…«

***

In einem nüchtern eingerichteten Büro des Zagreber Polizeigebäudes saßen drei Polizisten zusammen, die ziemlich deprimiert waren.

Suko, dann Michael Mitic, der jugoslawische Kollege, und ich, John Sinclair.

Wir hatten gewonnen und trotzdem verloren. Uns war es gelungen, einen der Treffpunkte der Finsteren auszumachen, aber wir hatten sie nicht stellen können, weil sie abgebrüht genug gewesen waren, die Espresso-Bar in Brand zu setzen.

Und auch der Dekan Diavolo war uns entwischt. Suko hatte ihn nach einer Jagd durch einen Abwasserkanal nicht stellen können.

Selbst die Entführung der Maria Mitic hatten wir nicht verhindern können. Noch vor der eigentlichen Beerdigung war es den Finsteren gelungen, die Tote mit Sarg zu kidnappen. [1]

Und wir standen wieder am Anfang.

Der Kollege aus Zagreb holte tief Luft. Er sah blaß und kränklich aus. Die Finsteren hatten ihn in das Lokal gelockt und dort brutal

niedergeschlagen. Mitic hätte zur Untersuchung in ein Krankenhaus gemußt, wo er jedoch auf keinen Fall hinwollte.

Auch jetzt ließ er wieder eine Schmerztablette in die Handfläche rollen, warf sie in den offenen Mund und spülte mit Wasser nach.

»Das schmeckt bitter«, sagte er. »Ein verdammtes Zeug.«

»Sie sollten sich trotzdem in ärztliche Untersuchung begeben«, schlug ich vor.

Er starrte uns an. »Wenn der Fall aufgeklärt ist, können wir dar über reden.« Er nahm noch einen Schluck Wasser und setzte einen nachdenklichen Blick auf. »Wissen Sie, diese alte Stadt ist wie ein gewaltiges Schlupfloch. Es gibt hier Straßen, die selbst ich nicht kenne. Die Altstadt ist ein Labyrinth mit ineinander verschachtelten Häusern. Verstecke gibt es hier zuhauf.«

»Der Friedhof spielt eine zentrale Rolle, daran sollten wir uns erinnern«, sagte ich. »Ich bin nach wie vor der Ansicht, daß wir die Finsteren auf dem Friedhof treffen werden.«

»Meinen Sie denn, daß die Maria dort begraben werden?«

»Davon bin ich überzeugt.« Ich beugte mich vor. »Überlegen Sie mal. Welch einen Grund sollen sie sonst gehabt haben, Ihre tote Tochter zu entführen? Wenn ich Sie richtig verstehe, dann geht es ihnen darum, ihre Toten nach einem bestimmten Ritual zu bestatten. Hat Maria in ihrem Abschiedsbrief nicht so etwas angedeutet?«

»Das stimmt. Sie wollte in einem schwarzen Kleid begraben werden und als einzigen Schmuck eine Rose mit in den Sarg gelegt bekommen.«

»So werden sie es machen.«

Mitic hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob Sie recht haben. Die anderen Selbstmörder sind auch normal bestattet worden, wenn ich mich recht erinnere.«

»Wobei die Möglichkeit besteht, daß man sie im nachhinein wieder ausgegraben hat«, sagte Suko.

»Das wäre doch aufgefallen.«

»Haben Sie nicht selbst gesagt, daß der oder die Friedhöfe ziemlich einsam liegen? Haben Sie Kontrollgänge durchgeführt…?«

»Nein, das nicht.«

»Na bitte. Wir müssen davon ausgehen, daß wir es mit einer Sekte zu tun haben, die nach ihren eigenen Vorstellungen lebt oder nach denen irgendwelcher Gurus oder Schamanen. Da gehört das Begräbnisritual eben dazu.«

»Sie kennen sich aber gut aus.«

Suko winkte ab. »Das nicht. Ich gehe einzig und allein von der Logik her aus.«

»Was ist da schon logisch?«

»Zumindest die äußeren Umstände«, erwiderte ich. »Deshalb möchte

ich meinen Vorschlag noch einmal unterstreichen. Wir sollten uns den Friedhof anschauen, auf dem man die Leiche Ihrer Tochter fand. Wahrscheinlich werden wir dort auf die Finsteren treffen.«

Mitic war einverstanden, sein Nicken deutete darauf hin. Dann kam er auf ein anderes Thema zu sprechen. »Mir ist heute noch unbegreiflich, daß ein Dekan der Uni hinter diesen Vorgängen steckt. Merkwürdig ist auch, daß noch nie etwas bemerkt worden ist.«

»Denken Sie mal an eine andere Tatsache. Dieser Dekan trägt den Namen Dibbuk.«

»Na und?«

»Sie wissen nicht, wer oder was ein Dibbuk ist?«

»Sorry…«

»Ich will ehrlich sein, auch ich habe geschlafen. Im ausgehenden Mittelalter, im 16. Jahrhundert, war Prag die Stadt des Wissens und der Lehre überhaupt. Diese beiden Gebiete kamen zusammen. Zwischen beiden jedoch, die so aufklärerisch wirkten, entstand eine Subkultur, die sich mit Totenmagie und der Erschaffung eines künstlichen Menschen beschäftigte. Denken Sie an den geheimnisvollen Golem, den künstlichen Menschen, der Amok lief und zerstört werden mußte. Er diente gleichzeitig als Vorlage für Frankensteins Monster. Doch die Juden damals hatte nicht nur einen Golem, sie besaßen auch einen Dibbuk. Er war ein Dämon, der seine Lieblingsbeschäftigung darin sah, über Studenten, die sich dem Studium der Thora widmeten, herzufallen und sie zu töten. Der Golem kann der Legende nach nur alle 33 Jahre auftauchen, der Dibbuk aber jederzeit erscheinen. So sagte es die Geschichte der Magie.«

In den Augen der Kollegen spielte sich Unglauben wider. »Nein«, hauchte er, »das ist doch nicht möglich. So etwas kann ich nicht glauben. Wenn das stimmen würde, was Sie mir da gesagt haben, mußte dieser Dekan eigentlich der von Ihnen erwähnte Dibbuk sein, oder gibt es mehrere dieser Sorte?«

»Ich weiß es nicht, Mr. Mitic. Uns hat nur der Name nervös gemacht. Er ist uns bitter aufgestoßen.«

Mitic fuhr durch seine Haare. »Und was sollen wir jetzt tun, Ihrer Meinung nach?«

»Erstens davon ausgehen, daß es sich bei dem Dekan Diavolo möglicherweise um den Dibbuk handelt, und zum zweiten sollten wir versuchen, ihn zu stellen.«

»Auf dem Friedhof?«

»Ja, das meine ich.«

Michael Mitic legte die Stirn in Falten. »Das müßte klappen. Ich werde sofort eine Fahndung veranlassen. Meine Leute sollen den verdammten Friedhof umstellen und…«

Er griff bereits nach dem Telefonhörer, kam aber nicht dazu, ihn vom

Apparat zu nehmen, weil ich noch schneller war und meine Hand auf die seine legte.

»Auf keinen Fall werden wir uns darauf einlassen.«

»Weshalb nicht?«

Unsere Hände lagen noch immer aufeinander. »Es ist besser, wenn man mit wenigen Personen agiert.«

»Wie in dieser Espresso-Bar, nicht?«

»Sie haben recht, da ist es in die Hose gegangen. Jetzt aber wissen wir mehr, und es ist auch keine Falle für uns. Wir haben das Moment der Überraschung auf unserer Seite. Was meinen Sie, was dieser Dekan schauen wird, wenn wir dort eintreffen?«

»Ihren Optimismus möchte ich haben.«

»Glauben Sie meinem Freund«, sagte Suko. »Das sind Dinge, über die wir Bescheid wissen.«

»Wenn Sie meinen.«

Mitic wollte nicht mehr anrufen. Auch ich zog meine Hand wieder zurück. Fast gleichzeitig schauten wir auf die Uhr. »Noch zwei Stunden bis Mitternacht.«

Ich nickte Mitic zu. »Eine richtige Zeit, wie ich finde. Schaffen wir es bis zur Tageswende?«

»Das ist kein Problem.« Mitic stand auf und schielte auf das Tablettenröhrchen.

»Nehmen Sie das Zeug mit!« riet ich ihm.

»Momentan habe ich keine Kopfschmerzen. Mir ist nur etwas schwindlig.«

»Das kommt von einer leichten Gehirnerschütterung.«

Er steckte das Röhrchen ein. »Wir werden sehen, wie es weiterläuft. Ich will nur noch meine Frau anrufen, damit sie weiß, daß ich in dieser Nacht nicht nach Hause komme.«

Von dem Gespräch bekamen wir nichts mit, denn wir verstanden die Sprache nicht. Wir sahen jedoch, daß sich auf der Stirn des Kollegen Schweißperlen bildeten. Wahrscheinlich war seine Gattin von dem Vorhaben nicht gerade angetan.

Als er aufgelegt hatte, wischte er über sein Gesicht. »Jolanda macht sich große Sorgen, was ich auch verstehen kann.« Er hob die Schultern. »Ich sehe allerdings nicht ein, daß wir ihretwegen unsere Pläne ändern.« Er schlug mit der Faust auf den Tisch. »Diesem Grauen muß einfach Einhalt geboten werden. Ich kann es nicht zulassen, daß immer mehr junge Menschen in diesen verteufelten Kreis hineingeraten und Selbstmord begehen. Meine Güte, was wollen sie damit nur erreichen?«

»Sie lieben den Tod«, sagte Suko.

»Wer tut das schon?«

»Da gibt es viele. Überall in der Welt ist gerade bei jungen Menschen

die Selbstmord-Rate gestiegen. Nach Gründen wurde auch gefragt, aber Antworten hat es kaum gegeben.«

»Die hatte ich auch nicht«, gab Mitic zu. »Selbst bei meiner eigenen Tochter nicht.« Er stand auf und stemmte seine Hände auf die Schreibtischplatte, während er nach unten starrte. »Wissen Sie was ich glaube? Daß ich unfähig bin, als Vater ebenso wie als Polizeibeamter. Ich habe schon mit dem Gedanken gespielt, den Dienst zu quittieren, so weit ist es mittlerweile gekommen.«

»Bleiben Sie ruhig«, sagte ich. »Wir werden versuchen, es gemeinsam zu schaffen.«

»Vielleicht.« Er ging zur Tür, öffnete sie und ließ uns den Vortritt.

Auch Suko und ich waren gespannt, was uns diese Nacht, die erst am Anfang stand, noch bringen würde.

Wichtig war es, daß es uns gelang, den Dekan Diavolo zu erwischen. Alles andere würde sich von selbst ergeben. Schlug man der Schlange das Haupt ab, war sie harmlos.

Mit diesen Gedanken verließen wir das Polizeigebäude und gingen zu unserem Leihwagen…

***

Der Meister war gekommen – und hatte seinen Auftritt. Die Schatten der Nacht entließen ihn, er trat auf das Grab zu und ging so leicht, wie eine Feder fliegt.

Er war ein Mensch und dennoch eine mystische Erscheinung – trotz seines Buckels, der ihn als Verwachsenen brandmarkte, wirkte er groß und mächtig.

Von ihm ging etwas aus, das als finstere Autorität bezeichnet werden konnte. Er war einfach da und nahm die gesamte Szene für sich ein. Nur zwei Mädchen bewegten sich wie Sklavinnen. Sie gingen geduckt und holten vier bleiche Totenköpfe, in denen schwarze Kerzen steckten. Das Grab der Maria Mitic rahmten sie damit ein und zündeten die Dochte an.

Selbst die vier Flammen schienen in der Nähe des Dekans düster zu sein. Ihr Licht bewegte sich, es schuf Schatten, die auch den Herankommenden erfaßten, ebenso wie die Helligkeit.

Er besaß ein Gesicht, in dem die Nase und der Mund kaum auffielen. Dafür um so mehr die Augen, denn seine Pupillen leuchteten in einer gelblichen Farbe, fast wie die Haut des Löwen. Das dünne Haar wirkte fettig, er trug es zurückgekämmt.

Er blieb am Grabrand stehen. Dunkel gekleidet, wie auch die anderen, ein Vorbild. Seine Finger waren lang, sehr knotig und knochig, dennoch kräftig.

Niemand sprach ein Wort.

Selbst der Wind schien dem Dekan Diavolo Respekt zu zollen, denn

er war so gut wie eingeschlafen. Die vier Flammen der Kerzen bewegten sich kaum noch. Dekan Diavolo schaute auf das Grab.

»Habt ihr sie so begraben, wie sie es sich als letzten Willen gewünscht hat?«

Es durfte nur einer die Antwort geben, und dieses Gesetz wurde eingehalten. »Ja«, sagte Goran, »wir haben ihr den Gefallen getan. Jetzt wird sie glücklich sein.«

»Um so besser«, erwiderte der Meister flüsternd, »um so besser.«

Er schaute auf das Grab und streckte dabei die Hände aus. »Sie wird im Jenseits ihr Glück finden der Tod heißt Freiheit für uns!«

Seine Schüler wußten, was sich gehörte. Sie wiederholten dumpf die Worte des Meisters, die wie ein leichtes Grollen über den Friedhof hallten. Ein schauriger Abschiedssong für eine aus ihrer Mitte, die das geschafft hatte, von dem andere träumten. Irgendwann würde ein jeder von ihnen dorthin gelangen.

Dekan Diavolo war zufrieden, was er durch ein Nicken andeutete.

Seine Lippen verzogen sich, als er lächelte. Er fühlte sich wohl zwischen seinen Dienern, die voll zu ihm standen und für ihn auch in den Tod gehen würden.

Ein jeder rechnete damit, daß er anfangen würde, von der Niederlage zu reden, die sie erlitten hatten, aber dieses Thema streifte er nur am Rande.

»Wir haben«, sagte er, »eine kleine Niederlage erleiden müssen, aber keinen Krieg verloren.« Dibbuk redete leise, dennoch war er überall zu verstehen. »Eine Niederlage, die uns zusammenschweißt. Wir halten zusammen, wir sind eine Einheit, und sie hat uns geleert, daß wir in Zukunft noch enger zusammenstehen müssen. Wir dürfen unseren Feinden gegenüber keine Rücksichten mehr kennen. Sie müssen vernichtet werden, wenn sie sich uns in den Weg stellen. Zagreb ist unsere Stadt, sie soll und sie wird das Tor zum Jenseits werden. Im Namen der schwarzen Rose haben wir uns versammelt. Die schwarze Rose ist das Zeichen des Schweigens. Niemand darf etwas verraten, denn auch die Schwäne werden schweigen, wie es uns unser indischer Herr und Meister gelehrt hat. Der Schwan als Symbol der Fahrt in die Freiheit, die sechs schwarzen Rosen als äußeres Zeichen der Anerkennung für die sechs Geister, die uns schützen. Sechs schwarze Rosen, sechs Geister des Bösen, die uns schützen und uns Kraft geben werden. Ich habe eine Falle für unsere Verfolger und Feinde aufgestellt. Wir alle wissen, daß zwei Fremde in die Stadt gekommen sind, die wir nicht unterschätzen dürfen. Sie sind einem Anschlag auf ihr Leben entgangen, sie haben sich aus unserem Treffpunkt befreien können, sie werden versuchen, uns zu finden. Wenn sie aber kommen, werden sie die Hölle erleben. Das alles laßt euch gesagt sein, doch ich will nicht nur in die Zukunft schweifen, ich möchte auch zu den

dringenden Problemen der Gegenwart kommen. Wir haben uns auch deshalb hier zusammengefunden, weil wir ein neues Mitglied in unseren Kreis aufnehmen wollen. Ein junges Mädchen hat den Ruf vernommen. Die Sehnsucht nach dem Tod und nach dem Jenseits, wo es seine endgültige Freiheit finden will, hat sie zu uns geführt. Wir werden mehr, wir werden stärker, wir sind bereits eine Macht in dieser Stadt. Man fürchtet uns, man hat Angst, aber man gibt es nicht offen zu. Wir sind eine kleine dunkle Insel in einem grauen Meer aus Irrgläubigen…«

Er ließ seine Worte wirken, und sie waren nicht ohne Eindruck geblieben, denn alle nickten ihm zu. Einige, die etwas deprimiert erschienen, waren durch diese Ansprache wieder aufgerichtet worden, so daß ihre Augen einen harten Glanz bekommen hatten, der den Willen widerspiegelte, es allen zu zeigen. Sie wollten beweisen, daß sie mächtiger und stärker waren. Mit seiner Hilfe konnten sie es schaffen.

Wie auf Kommando richteten sie schließlich ihre Blicke auf die junge Dunja, die ebenfalls über das Gehörte nachdachte und in ihrem Entschluß bestärkt worden war, es endgültig bei dieser Gemeinschaft zu versuchen.

Dekan Diavolo winkte ihr mit beiden Händen.

»Komm her…« Sie zögerte noch.

Das gefiel Goran nicht. »Geh schon!« zischelte er. »Man befolgt die Befehle des Meisters auf der Stelle.«

»Laß sie bitte. Sie ist noch etwas unsicher, was sich nach dem Blutschwur ändern wird.«

»Ja«, hauchte Dunja und nickte heftig, daß ihre schwarzen Locken anfingen zu zittern. »Ja, ich werde kommen.«

»Dann geh auf ihr Grab, denn dort wirst du die Weihe der schwarzen Rose empfangen…«

Dunja wußte nicht genau, was damit gemeint war. Man hatte sie in die Einzelheiten nicht so recht eingeweiht. Sie wußte allerdings, daß es etwas mit Blut zu tun hatte, mit ihrem Blut. Zweifel und Vertrauen stritten in ihrem Innern, in der Brust wohnten zwei Seelen, und sie sah auch, daß man sie sehr genau beobachtete.

Das Mädchen ging zum Grab. Ein unsichtbares Band schien sie mit dem Meister zu verbinden. Auch wenn sie gewollt hätte, sie hätte gar nicht anders gekonnt, sie mußte einfach auf das Grab zugehen. Daß sie es erreicht hatte, merkte sie daran, daß der Untergrund wechselte. Er wurde weicher, sie sank bis zu den Knöcheln in die feuchte Erde ein.

Am Rand des Grabes und ihr gegenüber wartete der Dekan. Er stand zwischen zwei Kerzen. Das Licht der oben spitz zulaufenden Flammen strich in die Höhe und streifte an seinen Seiten entlang. Es machte ihn

zu einer ungewöhnlichen Figur, deren Umrisse aus dem Nichts erschienen und sich zitternd bewegten.

Bei jedem weiteren Schritt holte Dunja aus. Der weiche Dreck klebte manchmal wie Leim an ihren Füßen.

Dekan Diavolo streckte seinen rechten Arm aus und drehte die Hand so, daß Dunja auf die Fläche schauen konnte. Sie verstand das Zeichen und blieb sehen.

Jetzt bewegten sich die anderen Mitglieder aus dem Kreis der schwarzen Rose. Sie traten näher an das Grab heran, so daß sie die Seiten beinahe mit den Fußspitzen berührten.

»Ich werde jetzt zu dir kommen«, sagte Dibbuk und deutete bei seinen Worten ein Nicken an. »Du sollst die Weihe empfangen. Diese Nacht wird dir unvergeßlich bleiben, das schwöre ich dir. Wenn du erst zu uns gehörst, wird sich deine Sehnsucht nach der Freiheit verstärken. Du wirst darum flehen, das Jenseits sehen zu dürfen, und du wirst es kaum erwarten können.«

»Ich bin bereit«, sagte Dunja leise. Sie wunderte sich über ihre Stimme, die ihr selbst so ungewöhnlich fremd vorkam.

»Knie nieder!«

Noch vor einigen Wochen hätte sie einen Teufel getan, wenn man sie so behandelt hätte. Dunja hatte zu den jungen Frauen gehört, die sich emanzipierten, die die Gleichstellung mit dem Mann wollten, die sich auch nichts gefallen ließen, und nun kam ihr diese Aufforderung völlig normal vor. Sie tat es sogar gern, ging in die Hocke und spürte schon bald die weiche Erde unter den Knien.

Sie sank etwas ein, wollte sich mit den Händen abstützen, was der Dekan jedoch nicht zuließ.

»Nein!« sagte er laut. »Du wirst in dieser Haltung bleiben. Laß deine Arme am Körper herabhängen. Erst wenn ich dir sage, daß du den Blutschwur empfängst, darfst du dich wieder bewegen. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, Meister!«

»Dann schau mich an!«

Sie drückte den Kopf etwas zurück und hob den Blick. Der Meister stand nicht mehr still. Seine Hand verschwand unter der Jacke, und er holte etwas hervor, das erschreckend aussah, denn es besaß die lange und breite Klinge eines übergroßen Messers. Es war eine Mischung zwischen einem Dolch und einer Machete.

Sehr lang und breit. Zwei Hälften bildeten die Klinge, die am Ende zusammenliefen, wo sie die Spitze formten.

Das Mädchen wußte aus Erzählungen, wie wichtig dieses Messer war. Ein jeder der übrigen Mitglieder aus dem Geheimbund hatte die Klinge zu spüren bekommen, und sie, Dunja, würde die letzte in der langen Reihe sein.

Es war ein Ritual, und dementsprechend würdig bewegte sich der Dekan auch.

Er stach nicht zu. Dafür drehte er die Klinge so, daß sie eine waagerechte Haltung einnahm. Die Schneide aus blankem Stahl lag jetzt auf seiner linken Handfläche, mit der Rechten hielt er den leicht geschwungenen Griff umklammert.

Dann führte er die Waffe in Richtung Mund und preßte seine Lippen auf den Stahl.

Er hatte die Augen dabei verdreht, schielte über das Messer hinweg auf Dunja und war zufrieden.

Der Reflex des Kerzenlichts huschte über die blanke Fläche. Nur deshalb, weil er die Waffe um eine Idee gedreht hatte, und das nicht ohne Grund. Er wollte sein Blut an der Klinge haben.

Es war nur ein winziger Schnitt, mit dem er die Unterlippe aufriß.

Blutstropfen quollen hervor, waren plötzlich wie Perlen und rannen über die Unterlippe hinweg, wo sie ihren Weg fanden, um seinem Kinn entgegenzulaufen.

So weit ließ er es nicht kommen. Bevor es soweit war, kantete er die Waffe und fing die Tropfen mit der waagerechten Klinge auf. Er hielt den Opferdolch so in der Waagerechten, daß die Blutstropfen nicht von der Schneide rinnen konnten. Sie blieben darauf liegen, als hätte man sie festgeklebt.

»Mein Blut«, sagte er, »ist anders. Es enthält die Sehnsucht nach dem Tod. Es enthält das Wissen um Dinge, die ihr irgendwann erfahren werdet, wenn ihr euch der großen Freiheit zuwendet. Ich kenne das Jenseits, ich weiß, welch ein beglückendes Gefühl jemand hat, der dort hineingleitet. Ich muß es einfach kennen. Würde das nicht der Fall sein, könnte ich euch meine Lehren nicht näherbringen.«

Sie hatten ihm zugehört, doch keiner von ihnen wagte, ihn anzusprechen. Fragen sollten nicht gestellt werden, sie mußten sich damit abfinden, daß der Meister alles in der Hand hielt und auch recht hatte.

»Mein Blut«, sagte er, »befindet sich auf der Klinge. Ich habe die Hälfte des Rituals erfüllt. Die zweite Hälfte aber wirst du eingeben müssen, hast du gehört?«

»Ja.« Dunjas Antwort war mehr ein Flüstern. Sie wußte selbst nicht, wie sie sich zu sehen hatte oder vorkommen sollte. Sie hatte das Gefühl, weit weg zu sein, einen Traum zu erleben, aber trotzdem alles sehr nah mitzubekommen.

Es war unwahrscheinlich…

Sie erlebte die Realität wie einen Traum. Der Blick war nicht mehr klar, sie konnte ihn als verhangen bezeichnen, als eine Form von Nebel, aus dem sich etwas hervorschälte.

Es war übergroß, breit und glänzend, und es bewegte sich auf ihr

Gesicht zu.
Das Messer!
Der Dekan brachte den Opferdolch dorthin, wo er das Blut des Mädchens entnehmen wollte.
Dunja saß unbeweglich. Sie hielt die Lippen leicht geöffnet, atmete schwer und hielt die Luft an, als es geschah.
Die Klinge und ihr Gesicht bekamen Kontakt. Der Stahl berührte ihre Linke Wange. Dunja wußte nicht, ob sie ihn als kalt oder warm empfinden sollte, er war praktisch beides.
Über die Klinge hinweg wehte das Flüstern des Meisters. »Du hast mit der Klinge und meinem Blut Kontakt. Einen Schritt sind wir bereits gegangen, und wir werden auch den zweiten gehen, das kann ich dir versprechen. Bewege dich nicht, achte auf meinen Atem und konzentriere dich auf die Klinge und auch auf dein Blut, das sehr bald fließen wird. Wenn es sich mit dem meinen vermischt, haben wir den Bund geschlossen. Dann können sich die Tore des Jenseits für dich öffnen, dann wirst du hineintauchen in die Welt der Befreiung…«
Dunja sagte nichts. Vorhin noch hatte sie trotz der weichen Erde den Druck an ihren Knien gespürt. Das war nun vorbei. Die Welt um sie herum war versunken, irgendeine Kraft hatte sie woanders hingeschafft, und sie fühlte sich leicht wie ein Vogel.
»Ihr Blut und sein Blut… ihr Blut und sein Blut …« Die anderen Mitglieder des Geheimbundes wiederholten permanent den Satz.
Sie kannten das Ritual bereits, heizten es durch ihre dumpf gesprochenen Worte an und sorgten dafür, daß es sich dem Höhepunkt näherte.
Der Dekan wartete haargenau den Zeitpunkt ab.
Dann drückte er die Klinge nach vorn.
Der Schmerz riß Dunja wieder zurück in die Gegenwart. Es war kein schlimmes Gefühl, eher beißend, wie ein Blitzen oder kurzes Reißen in der geschlossenen Hautpartie. Ein kleiner Spalt war entstanden, aus dem es dunkelrot hervorquoll.
Ihr Blut!
Auch ihr Lebenssaft bewegte sich nach unten, quoll über die Gesichtshaut hinweg, wurde aber von der Klinge aufgefangen, die der Dekan sofort schräg hielt, damit es dort hinrinnen konnte, wo sich sein Blut befand. Da sollte es sich vermischen.
Er war zurückgetreten. Dunja kniete noch immer. Sie wagte es nicht, ein Tuch aus der Tasche zu holen, um die Wunde an der linken Wange abzutupfen. Sie sah auch nicht, was geschah. Die anderen aus der Gruppe bekamen es um so deutlicher mit, weil der Dekan die Klinge so hielt, daß jeder auf sie schauen konnte.
Zwei verschiedene Blutsorten bewegten sich aufeinander zu. Die Distanz verringerte sich von Sekunde zu Sekunde, bis die beiden

Blutarten es geschafft hatten, in Kontakt miteinander zu treten.

Sie berührten sich, sie flossen ineinander und vermengten sich dabei. Es kam zu einer Reaktion, für die es schwer war, eine Erklärung zu finden, weil es normal nicht stattfand.

Kaum hatten sich die verschiedenen Blutsorten miteinander vermengt, als sie aufzischten, als wären sie auf eine heiße Herdplatte getropft. Es blieb nicht beim Zischen, durch die Reaktion entstand auch ein Dampf oder Nebel, der nicht nur über dem Blut schwebte, sondern auch über der Klinge.

Der Dekan kippte den Dolch. Jeder schaute zu, wie die beiden Blutsorten der Spitze entgegen rannen und dabei einen feinen Nebelstreifen hinter sich herzogen.

Normalerweise hätten sie zu Boden tropfen müssen, einfach der Gravitation gehorchend, das geschah nicht. Als sie die Spitze erreichten, waren die beiden Blutsorten plötzlich verschwunden, als wären sie in das Metall eingedrungen.

Das stimmte auch.

Die Dolchklinge hatte das Blut des jungen Mädchens geschluckt und ebenso das des Dekans.

Er nickte Dunja zu. Seine schmalen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Jetzt gehörst du zu uns, Dunja. Jetzt ist der Bund geschlossen, das Band geknüpft, und niemand wird es mehr trennen können, auch nicht der Tod, denn ihn zu erreichen, wird von nun an dein oberstes Ziel sein. Hast du verstanden?«

»Ja, ich habe dich verstanden!«

»Du kannst aufstehen, Dunja.«

Sie erhob sich wie eine gichtkranke, alte Frau. Ihr Gesicht war mit einem Schweißfilm bedeckt. Endlich traute sie sich an die Stelle zu fassen, wo das Messer in ihre linke Wange geschnitten hatte. Sie fühlte die Haut, aber kein Riß darin und auch kein feuchtes Blut, das noch nachtropfte. Die Wunde hatte sich geschlossen.

»Bist du zufrieden?« fragte der Dekan.

»Ich danke dir.«

»Dann sollen die anderen dich auch so willkommen heißen, wie es bei uns üblich ist.«

Sie hatten schon auf diese Aufforderung gewartet. Es gab keinen, der noch auf seinem Platz stehengeblieben wäre. Den Anfang machte Goran. Er kam wuchtig auf sie zu, nahm Dunjas gesamtes Blickfeld ein, dann spürte sie seine Arme, die über ihren Körper glitten, nach ihrem Busen tasteten, und sie sah seinen Kopf mit dem grinsenden Mund, dessen Lippen die ihren trafen.

Noch vor einer halben Stunde wäre sie zurückgezuckt. Nun aber machte es ihr nichts aus, von den kalten Lippen geküßt zu werden.

Goran hauchte ihr noch etwas ins Ohr. »Diese Nacht ist noch nicht zu

Ende, Dunja. Wir werden noch miteinander schlafen, auch das ist bei uns so Sitte.«

»Wenn du meinst…«

»Sicher meine ich.« Er ließ sie los und trat wieder zurück, damit die anderen zu ihr gehen konnten.

Ein jeder gratulierte ihr.

Sie kannte die Namen der jungen Männer und Mädchen, flüsterte sie und hieß jeden von ihnen mit ausgestreckten Armen willkommen. Erst als dieses Ritual vorbei war, kam sie wieder zu sich selbst und erkannte, daß sich etwas verändert hatte.

Der Dekan war in der Zwischenzeit gegangen und hatte etwas Bestimmtes geholt.

Es war ein schwarzer Schwan!

Bisher hatte Dunja davon nur gehört, wenn die anderen flüsternd von ihm erzählten. Sie hatten stets mit großer Ehrfurcht über den Schwan gesprochen, weil er etwas Besonderes war.

»Du kennst ihn?« fragte der Dekan.

»Ja, ich hörte…«

»Aber jetzt wirst du ihn kennenlernen, Dunja«, erklärte Dekan Diavolo. »Ganz bestimmt sogar, denn dieser Schwan ist etwas Besonderes. Er ist gewissermaßen unser Heiligtum.«

»Der Begleiter ins Jenseits, nicht wahr?«

»Auch das stimmt. Doch er ist in Wirklichkeit mehr, viel mehr, sage ich dir.«

»Und was?«

Wieder fiel das Lächeln des Dekans dünn aus. »In diesem Schwan«, so lautete die flüsternd gesprochene Antwort, »befindet sich der Geist des großen Ramis. Er ist unser wirklicher Führer. Auf seine Kraft vertrauen wir, er hat die Gabe besessen, die Tore zum Jenseits zu öffnen und damit auch zur Glückseligkeit. Als er starb, lebte sein Geist weiter. Er hatte im Zeichen des Schwans gewirkt, und der Schwan hat auch seinen Geist eingefangen, der uns, wenn wir den Weg ins Glück beschreiten, zur Seite stehen wird.«

Dunja starrte den schwarzen Schwan an. Der Dekan trug ihr auf seinen ausgestreckten Armen. Der Hals war gebogen und stand so, daß sich der Schnabel der jungen Betrachterin entgegenstreckte. Er war leicht geöffnet und schimmerte heller als der übrige Körper, der aussah wie glatter, schwarzer Stein. Sie konnte auch die Augen erkennen. Es waren besondere Augen, eher starr, dennoch sahen sie aus, als würde Leben in ihnen stecken.

Lebt der Geist des Inders Ramis tatsächlich in diesem Körper?

Dunja dachte darüber nach, wagte jedoch nicht, eine entsprechende Frage zu stellen.

Auch die übrigen Mitglieder der schwarzen Rose schauten den

Schwan sowie das Mädchen an. Sie wußten, was folgte, ein jeder von ihnen hatte bei seiner Aufnahme die Prozedur hinter sich bringen müssen.

Der Dekan trat noch weiter vor. Er kam sehr dicht an das Mädchen heran, so daß der Schnabel des Schwans es beinahe berührte.

»Nimm ihn!« flüsterte er, »nimm ihn und umarme ihn, damit auch er erkennt, daß du jetzt zu uns und zu ihm gehörst.«

Dunja atmete durch den offenen Mund. Sie fürchtete sich nicht vor dem schwarzen Gegenstand, aber das Gefühl der Beklemmung blieb bei ihr und dichtete sich noch.

Sie streckte sehr langsam die Arme aus. Die Hände hielt sie gestreckt. Beide Handflächen, schon leicht feucht, legten sich um den kalten Stein.

»Jetzt zieh ihn an dich!«

Sie tat es und wunderte sich darüber, wie leicht der Schwan war.

Er schien doch nicht aus Porzellan zu bestehen, möglicherweise war er hohl.

Das Mädchen drückte den Kopf zur Seite, damit sie der Schnabel nicht im Gesicht verletzte. Dann berührte der Hals ihre Wange. Der Stein war merkwürdigerweise nicht kalt. Er besaß eine innere Wärme, die sich auf die Haut des Mädchens übertrug. Dunja rührte sich nicht, dafür der Schwan. Es sah aus, als würde er wachsen, als er mit seinem langen Hals den Hals des Mädchens umschlang.

Man konnte es als eine, regelrechte Umarmung bezeichnen. Es war jedoch kein Würgen. Der steinerne Schwan liebkoste Dunja…

Das sahen auch die anderen, die mit dieser Geste sehr zufrieden waren. Der Meister selbst sprach aus, was die anderen dachten. »Er hat dich akzeptiert. Er weiß genau, daß du jetzt zu uns gehörst und innerlich einverstanden bist, in den Tod zu gehen und das ewige Glück zu empfangen. Von nun an wird der Geist des großen Ramis deinen Weg begleiten, denn er gehörte zu den wenigen, die das Jenseits erleben durften. Und er hat seine Lehre nicht für sich behalten, er hat sie weitergegeben, im Zeichen des Schwans, im Zeichen der schwarzen Rose, die Verschwiegenheit bedeutet, und innerhalb des Sechsecks aus Rosen, das für unsere sechs Schutzgeister steht. Sechs böse Geister, deren Namen ich dir jetzt nennen werde. Merke sie dir gut. Es sind Acteus, Megaläsius, Ormenus, Lycus, Nicon und Mimon. Sechs Schützende, denen sich auch Ramis verpflichtet gefühlt hat. Sechs Geister, die den Weg ins Jenseits ebnen. Und nun sprich mir die Namen nach, Dunja.«

Sie versuchte es. Schon beim zweiten geriet sie ins Stottern, so daß sich der Meister gezwungen sah, sie zu wiederholen.

Diesmal behielt das Mädchen die Namen.

Der Dekan war zufrieden. »Nun gehörst du endgültig zu uns. Du wirst

froh sein, dich in unserer Mitte bewegen zu können, und du wirst auch auf den Tag warten, wo du vor mir stehst, um die Karte zu ziehen, die dir den Weg in die Glückseligkeit weist.«

Dunja hatte viel gehört, viel erlebt und auch gesehen. Aber all die Dinge waren irgendwie an ihr vorbeigelaufen. Fassen und begreifen konnte sie es noch nicht.

»Eine Frage will ich dir noch stellen«, drang die Stimme des Meisters durch ihre Gedanken. »Ich will dich fragen, ob du bereit bist, alles für uns zu tun?«

Sie hob den Kopf und sah den zwingenden Blick des Dekans auf sich gerichtet.

»Bist du bereit?«

»Ja!«

»Willst du auch für uns töten? Willst du unsere Feinde, die unsere Gemeinschaft zerstören wollen, vernichten?«

»Das will ich!«

Der Dekan nickte. »Dein und mein Blut haben sich vermischt. Auf der Klinge des Dolches haben sie sich gefunden. Ich bleibe bei meiner Art. Ihr werdet dieses Versprechen ebenfalls nicht brechen können. Geschieht es trotzdem, wird sich euch ebenfalls das Jenseits öffnen, aber nicht als Tor zur Glückseligkeit, es wird euch mit Haut und Haaren verschlingen und euch verbrennen!« Das letzte Wort hatte er geschrien, seine Augen schienen dabei in Flammen zu stehen.

»Wir gehorchen dir!« murmelte die Gruppe.

Der Dekan drehte sich auf der Stelle. Durch die Bewegung schien er noch mehr zu verwachsen. »Das ist gut, sogar sehr gut, denn das könnt ihr bald beweisen. Ich spüre, daß etwas auf uns zukommt. Ich habe vorhin von Feinden gesprochen und sagte euch jetzt, daß sie in der Nähe sind. Sie haben die Grenze erreicht, die Grenze, versteht ihr?«

Sie verstanden nicht, so sah sich der Dekan gezwungen, noch etwas hinzuzufügen.

»Die magische Grenze, die Grenze der Rosen, der sechs bösen Geister…«

***

Wir konnten uns gratulieren, Michael Mitic mitgenommen zu haben, allein hätten wir uns in der Stadt verfahren. Alles war so fremd und verworren, besonders der alte Teil von Zagreb. Dort waren die Straßen noch extrem schmal.

Froh waren wir, als wir eine Ausfallstraße erreichten, die in östliche Richtung führte. Sie bildete praktisch eine Trennlinie zwischen den Bergen im Norden und der Ebene im Osten.

In der nächtlichen Dunkelheit waren die Berge nur mehr als Schatten zu erkennen, die wie gewaltige Wellen durch das Gelände zogen. Hin

und wieder sahen wir in unterschiedlichen Höhen Lichter blitzen. Dort mußten sich kleinere Orte oder Ansammlungen von Häusern befinden.

Der Verkehr war stark abgeflaut. In den östlichen Vorstädten von Zagreb hatte die Ruhe Einzug gehalten. Moderne Hochhauskulissen am Stadtrand wirkten ebenso deplaziert wie im Westen.

Dann fuhren wir durch freies Feld, über das der Nachtwind wehte. Mitic drehte sich zu mir um. Ich saß auf dem Beifahrersitz und hatte die Beine angezogen. »Es dauert nicht mehr lange. Wir werden gleich ein waldreiches Gebiet erreichen und kurz davor abbiegen. Die Straße zum Friedhof führt an der Waldgrenze entlang.«

»Wie ist die denn beschaffen?« fragte Suko, der hinten saß.

»Nicht besonders. Ein Waldweg, eben.«

»Viel Spaß.«

Er spielte damit indirekt auf die normale Straße an, über die wir rollten. Auch sie zeigte keinen glatten Asphalt. Die Teerdecke war immer wieder unterbrochen, wie kleine Krater in einem vulkanreichen Gelände. Zum Glück waren die Einbrüche nicht so tief, die Stoßdämpfer hielten das harte Schlagen noch aus.

»Wenn sich die Typen tatsächlich auf dem Friedhof versteckt halten«, meldete sich Suko aus dem Fond, »wird man unsere Ankunft sicherlich bemerken.«

Der Meinung war ich ebenfalls.

»Sollen wir dann zu Fuß gehen?« fragte Mitic.

»Das nicht gerade, aber Sie können die Scheinwerfer löschen.«

»Geht klar.«

Wir fuhren noch auf normalen Straßen, erreichten dann ziemlich schnell den Punkt, wo wir nach rechts in einen schmalen Feldweg einbiegen mußten. Noch in der Kurve schaute ich auf die Uhr. Wir näherten uns allmählich der Tagesgrenze. In etwa einer dreiviertel Stunde würde die Uhr zwölfmal schlagen.

Mitic löschte die Glotzaugen der beiden Scheinwerfer. Im Dunkeln fuhren wir weiter.

Der Kollege aus Zagreb hatte nicht übertrieben, die Wegstrecke war tatsächlich mieser geworden. Nicht nur Löcher zeichneten den Pfad, es gab auch Querrillen und tief eingefahrene Spuren von schweren Fahrzeugen, Traktoren oder Lastwagen.

Der Wald zog sich an der linken Seite hin. Eine glatte, dunkle Fläche, in der die Unterbrechungen kaum zu sehen waren. Wenig später gab es größere Lücken zwischen den Bäumen, dann verschwanden die ganz, und Mitic ging mit dem Tempo so weit herunter, daß wir nur mehr im Schritttempo fuhren. »Wir werde gleich eine Mauer sehen«, erklärte er, »damit beginnt das Gelände des Friedhofs.« Er räusperte sich. »Hier… hier hat man meine Tochter gefunden.«

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter und zog sie schnell wieder

zurück. »Versuchen Sie bitte, Ihre Emotionen auszuschalten. Es ist besser so.«

»Ja, vielleicht, aber das ist leichter gesagt als getan.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Was ist das denn?« meldete sich Suko vom Rücksitz. »Schaut mal nach vorn, dieser dunkle Kasten…«

Wir stoppten. »Es ist besser«, sagte Mitic. »Ein paar Schritte weiter befindet sich der Eingang.«

Dort stand auch der Kasten, von dem Suko gesprochen hatte. Es war ein kleiner Lastwagen.

Schon beim Aussteigen war mir etwas aufgefallen. »Den kenne ich doch.«

»Ist das der, den du verfolgt hast?«

»Genau. In diesem Wagen wurde Ihre Tochter entführt, Mr. Mitic.« Wir waren geduckt neben dem Fahrzeug stehengeblieben und beschäftigten uns mit den gleichen Gedanken.

»Möglicherweise haben sie eine Wache zurückgelassen«, flüsterte Suko. »Ich werde nachschauen.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Mitic auch nicht, er nickte und verzog das Gesicht. Die Bewegung der Zustimmung war wohl etwas zu heftig ausgefallen.

Suko war schon verschwunden. Wenn sich jemand so lautlos wie ein Prärieindianer bewegen konnte, war er es. Wir sahen ihn nicht mehr, er verschmolz mit der Finsternis.

»Wie lange geben Sie ihm?« wisperte Mitic.

Hockend blickte ich auf die Uhr. »Höchstens ein paar Minuten. Mein Freund erledigt so etwas lautlos und auch schmerzfrei.«

»So ist es.«

Suko stand tatsächlich schon am hinteren Ende des Wagens, wo sich die Ladefläche befand. Bisher war ihm nichts Verdächtiges aufgefallen. Was allerdings nichts besagte, der Fahrer oder wer auch immer zurückgelassen worden war, konnte sich auch woanders aufhalten.

An der linken Seite des Wagens bewegte sich Suko lautlos voran.

Er blieb dicht hinter der Fahrertür stehen und konzentrierte sich.

Ein Blick durch die Scheibe reichte ihm. Auf dem Sitz saß tatsächlich der Fahrer, allerdings nicht in einer normalen Haltung, er lag mehr, als daß er saß.

Zudem schien er eingeschlafen zu sein.

Mit einem heftigen Ruck riß Suko die Tür auf. Ein Windstoß fuhr in das Fahrzeug, und mit ihm kam Sukos gekrümmte Hand, die wie ein wuchtig geschlagener Hammer wirkte.

Suko sah noch das überraschte Gesicht, verschlafen, dennoch mit weit aufgerissenen Augen, dann sank der junge Mann zusammen und

würde für die nächsten Stunden wesentlich tiefer schlafen als zuvor. Suko zog den noch steckenden Zündschlüssel ab, verließ das Fahrerhaus und drückte die Tür so leise wie möglich zu.

Wenig später war er wieder bei den Zurückgelassenen. »Alles erledigt«, berichtete er.

»War einer da?«

»Ja. Jetzt schläft er.«

Ich schaute Mitic an. »Was habe ich Ihnen gesagt? Mein Freund ist für gute und lautlose Arbeit bekannt.«

»Und schmerzfreie.«

»Auch das.«

»Was machen wir jetzt?« fragte Suko, der voller Tatendrang steckte und sich umschaute.

Viel konnte er nicht sehen. Der Friedhof lag in tiefe Dunkelheit gehüllt. Das dichte Grauschwarz der Wolken verdeckte selbst das Licht der Gestirne. Es war eine unheimliche Nacht, eine zum Fürchten. Da bildete der Friedhof die richtige Kulisse. Ängstliche Naturen hätten einen Bogen um ihn geschlagen.

Da wir nicht mit den Köpfen über den Rand der Mauer hinwegschauen wollten, bewegten wir uns geduckt an ihr entlang, bis wir das halb offenstehende Tor erreicht hatten.

Eine Einladung – gewiß, aber wir waren auf der Hut, denn ich spürte ein gewisses Unbehagen, für das es vordergründig keine Erklärung gab. Als ich mein Gesicht Suko zudrehte, fragte der nur:

»Du auch?«

»Ja.«

»Etwas stimmt nicht.«

»Richtig.«

»Was ist denn?« wollte Mitic wissen.

Ihm das genau zu erklären, wäre schwierig gewesen. Ich konnte schlecht von meinem sechsten Sinn sprechen, der mich gewarnt hatte.

Doch Mitic ließ nicht locker. »Glauben Sie denn, daß man uns entdeckt hat?«

»Es wäre möglich.«

»Aber dann… dann …«, er hob seine Schultern. »Sie hätten sicherlich reagiert.«

»Stimmt auch wieder«, gab ich ihm recht. »Es ist auch etwas anderes. Das Wissen dreht sich um eine Gefahr, die ich nicht näher definieren kann. Sie lauert auf dem Friedhof. Ich kann Ihnen nicht genau sagen, was es ist, aber es hat mit Magie zu tun.«

»Das glaube ich Ihnen, Mr. Sinclair.«

Suko hatte sich nicht an der Unterhaltung beteiligt und sich allein auf den alten Friedhof konzentriert. Er hob seine Schultern. Ich kannte ihn lange genug. Sein Gesicht hatte einen starren Ausdruck

angenommen. Sofort fragte ich: »Ärger?«
»Sie sind da.«
Ich lachte leise. »Damit haben wir ja gerechnet.«
»Moment, ich habe noch etwas entdeckt, das dir entgangen ist.«
Er faßte mich an. »Komm mit.« Suko zog mich über die Torschwelle, so daß wir beide auf dem alten Friedhof standen.
Auch jetzt sah ich nichts, hob nur die Schultern und fragte leise: »Na und?«
»Schau nach rechts auf den Boden. Dann sag mir, was du dort siehst. John, das ist kein Spaß.«
»Okay, Kumpel.«
Es wäre besser gewesen, mit der Lampe zu leuchten. Die ließ ich allerdings stecken, ich wollte nicht unbedingt auffallen. Mitic stand noch außerhalb des Geländes. Er wirkte wie ein Mann, der sich nicht so recht traute und Angst vor der eigenen Courage hatte. Nervös zwinkerte er mit den Augen und preßte auch seine Fingerkuppen gegen den Kopf. Ein Zeichen, daß es ihm noch nicht gutging.
Dann sah ich die Rose.
Schwarz, unheimlich wirkte sie. Sie lag auf dem Boden und hob sich kaum von dem Untergrund ab. Ich mußte schon sehr genau hinschauen, um sie erkennen zu können.
»Hast du sie gemeint?« fragte ich Suko.
»Ja.«
»Was ist daran so ungewöhnlich, außer ihrer Farbe.«
»Von ihr geht etwas aus, John, das spüre ich. Schau sie dir genauer an.«
Ich bückte mich um die ungewöhnliche Blume aus der Nähe zu betrachten. Jetzt entdeckte auch ich den feinen Schleier, der sich um die Rose herumgelegt hatte, als wäre er ein blasses Tuch.
Weshalb hüllte der Nebel sie ein?
Ich streckte meinen Arm aus, um sie anzuheben. Suko hatte recht gehabt. Irgend etwas stimmte nicht mit ihr, das spürte auch ich.
Kaum hatten meine Fingerkuppen den Stiel zwischen zwei Dornen berührt, als es geschah.
Plötzlich wurde sie heiß, schon glühend, aber ich schaffte es nicht, die Rose loszulassen. Ich hielt sie in der Hand, starrte sie an und sah, daß sie zu einer Flamme wurde.
Sie brannte in meiner Hand, vergrößerte sich, und aus ihr löste sich eine schreckliche Gestalt.
»Laß sie fallen, John!« schrie Suko hinter mir.
Das schaffte ich nicht mehr. Ich hörte auch Michael Mitic schreien, dann schien der gesamte Friedhof zu explodieren. An mehreren Stellen fauchte es auf. Ein unheimlicher Sturm wehte über das Gelände. Vom Himmel zuckte fahles Licht der Erde entgegen. Blitzartig und trotzdem

eingehüllt wie eine Wolke.

Ich stand noch immer da und hielt die Rose fest, die keine mehr war. Ihr Blütenkelch öffnete sich, als wäre er von unsichtbaren Händen auseinandergerissen worden.

Hervor stieg eine unheimliche Gestalt.

Ein langes Wesen mit einem schrecklichen Gesicht, das aus fauligem Fleisch bestand. Bleiche Knochen schauten hervor. Augen waren aus den Höhlen gequollen, sie hingen nach unten und sahen so aus, als wollten sie an den Wangen entlangrinnen, wurden jedoch von langen Fäden gehalten.

Aus der Rose war eine Gestalt des Schreckens geworden. Durch meinen Kopf blitzten die Gedanken und Vermutungen. Plötzlich hatte ich eine Idee. Mir fiel ein, daß es sechs Rosen waren, und es gab auch sechs böse Geister. Hatten sie in den Blumen gesteckt?

Mein Blick glitt über den Friedhof. Er war nicht mehr dunkel.

Noch immer schoß aus den Wolken das fahle Licht in wahren Kaskaden. Sie umspielten Grabsteine und Büsche. Tote Gegenstände.

Zwischen ihnen tanzten die Gestalten. Schwarz gekleidet, unheimlich anzusehen, mit bleichen Gesichtern, deren Haut aschig wirkte.

Sie standen da wie Puppen, waren ebenfalls überrascht worden und wußten nicht, was sie machen sollten.

Ich war keinen Schritt gegangen, dafür schaute ich mich um und sah die anderen fünf Geister.

Sie schwebten wie Nebelstreifen über dem alten Totenacker und schienen mit ihren Enden am Boden zu sein. Ich sah die furchtbaren Gesichter, die sich alle voneinander unterschieden und doch alle irgendwie gleich waren.

Ich hörte auch ihr Heulen und konzentrierte mich auf meinen Geist.

Ich hielt eine Rose in der Hand. Sie bildete einen Teil des Sechsecks, aus dem die Geister gestiegen waren.

Mir war es gelungen, diese Magie des Schreckens zu erwecken.

Wodurch, darüber konnte ich nur spekulieren, wahrscheinlich, weil ich der Träger des Kreuzes war.

Es hatte sich der hier herrschenden Magie entgegengestemmt und den Kreis aufgerissen.

Obwohl nur Sekunden vergangen waren, kam mir die Zeit vor, als wären Minuten abgelaufen.

Ich stand noch immer auf dem gleichen Fleck, schaute jetzt zurück und sah meine beiden Begleiter, eingehüllt von diesem unwirklichen, blaßgrauen Licht, das der Himmel abgab.

Der erste Sturm hatte sich gelegt. Dafür vernahmen wir andere Geräusche. Ein wildes, heulendes Klagen, so schrien die Geister, die aus den Rosen hervorgeholt waren.

Die Finsteren reagierten überhaupt nicht Sie standen auf dem

Friedhof und warteten ab.

War das meine Chance?

Ich hielt die Rose in der rechten Hand. Mit der linken holte ich nun mein Kreuz hervor. »Suko, ich werde jetzt gehen!« sagte ich leise. »Ich hole sie mir…«

»Was?«

»Ja, das ist unsere Chance!«

»Und wir?«

»Bleibt stehen, bitte. Bleibt dort, wo ihr seid. Ich muß die Überraschung nutzen.«

»Okay, aber ich behalte dich im Auge!«

»Das kannst du machen!« Nach diesen Worten setzte ich meinen Weg zur Friedhofsmitte fort…

***

Es war nicht einfach für mich. Schließlich wußte ich nicht, was mich in dieser verdammten Hölle erwartete.

Ein anderes Reich hatte seine Pforten geöffnet. Vielleicht das von den Finsteren so ersehnte Jenseits.

Sechs böse Geister grenzten es ab. Die grauenhaften Gestalten, die zumeist aussahen wie halbverweste Menschen im feinstofflichen Zustand. Sie jammerten, klagten und heulten.

Auch das Wesen vor mir, das einfach nicht wegkonnte und aus der Rose hervorstach.

Mein Kreuz hielt den Bann. An seinen vier Enden stand es in silbrigen Flammen. Sein Schein machte mir Hoffnung. Er floß ebenfalls bleich über mein Gesicht, aber er gab mir Mut.

Ich schritt über das weiche Gelände. Vorbei an unheimlich wirkenden Grabsteinen, an gespenstisch anmutenden Gebüschen und kleinen Bäumen, wurde umzingelt von Hecken, wühlte mich durch Unkraut und näherte mich immer mehr dem Zentrum.

Wie Zombies sahen die Finsteren aus. Das vom Himmel fallende aschgraue Licht hielt sie wie ein großer Schleier umfangen. Es malte sie an und auch nach.

Ihre Gesichter hatten etwas Totenhaftes an sich. Die Augen in den Höhlen wirkten wie dunkle Kreise. Ich sah noch das Erschrecken darin, als ich den ersten passierte.

Es war ein junger Mann, der sich so aufgebaut hatte, als wollte er mich jeden Augenblick anfallen. Seine Hände waren zu Krallen gekrümmt, doch er tat nichts.

Die Kraft des Kreuzes war mächtig. Sie verstärkte sich nach jedem Schritt, den ich zurücklegte. Durch meinen Arm rann ein Kribbeln.

Das gleiche Gefühl spürte ich auch auf dem Rücken. Nebel trieb mir entgegen. Erst als er durch mein Gesicht fuhr und auch die Augen

berührte, nahm ich den beißenden Gestank wahr.

Er kroch aus dem Boden. Es wäre nicht einmal überraschend gewesen, wenn sich die Gräber plötzlich geöffnet und ihre Toten entlassen hätten. So etwas wie Endzeitstimmung überkam mich. Ich dachte an die Offenbarungen, die vom Untergang der Welt gesprochen hatten. So ähnlich kam es mir hier auf diesem Totenacker vor.

Allmählich gelangte ich in das Zentrum des Friedhofs, wo auch die meisten der Finsteren standen. Doch nicht nur sie hielten sich dort auf. Auch die Person, auf die es mir eigentlich ankam.

Der Dibbuk oder der Dekan Diavolo.

Ich sah ihn nicht weit von einem Grabstein entfernt, der von einem Grab hochwuchs, das von vier brennenden Kerzen eingerahmt wurde. Nicht weit davon entfernt hielt sich ein junges Mädchen auf, und die anderen Finsteren bildeten einen Kreis um diese Stelle. Dort genau mußte sich das Zentrum befinden.

Die Gestalt, die aus der Rose gewachsen war und dicht vor mir wehte, hatte sich etwas verflüchtigt. Sie war zu einem dünnen Nebelstreif geworden.

In der grauen Lichtflut glänzte das Kreuz besonders hell. Wie ein Fanal, das Tod und Grauen überwinden wollte. Ich war fest davon überzeugt, daß der Dekan es längst gesehen hatte.

Er reagierte noch nicht. Durch seinen Buckel sah er aus, als würde er leicht geduckt stehen. Er hielt etwas auf seinen Armen. Beim Näherkommen erkannte ich, daß es sich dabei um einen schwarzen Schwan handelte, ebenfalls ein Symbol, das wichtig für die Finsteren war.

Er hatte mich längst entdeckt, starrte mich an, und ich wich dem Blick nicht aus. Ich schaute aber über mein Kreuz hinweg und auf eine Gestalt, wobei mich besonders das Gesicht interessierte. Nur darin würde ich lesen können, wie es in ihm aussah.

Er hielt den Mund offen. Seine Haltung wirkte so, als wäre er auf dem Sprung, um zu verschwinden.

Noch blieb er stehen.

Auch die Finsteren taten nichts. In Ehrfurcht erstarrt waren sie wohl nicht, nur würde ihnen der Anblick meines geweihten Kreuzes überhaupt nicht gefallen. Wer sich für die dunkle Seite des Jenseits entschieden hatte, der haßte Dinge wie meinen Talisman.

Ich blieb stehen. Rechts von mir war die Erde aufgewühlt. Ich ging davon aus, daß die Finsteren Maria Mitic nach ihrem Ritual begraben hatten.

Über das Grab hinweg sprach ich den Dekan Diavolo an. »So also sehen wir uns wieder. Und zwar sehr schnell. Diesmal haben Sie Ihr Spiel zu weit getrieben. Es wird die Bande der Finsteren bald nicht mehr geben.«

Ein wenig hob er den Kopf an. Seine Augen waren für mich jetzt sichtbar. Die Pupillen besaßen tatsächlich eine gelbe Farbe, zu vergleichen mit der Haut eines Löwen. Bevor er mir eine Antwort gab, zuckten seine Lippen. »Wer immer du auch bist, du schaffst es nicht, den Ring der sechs bösen Geister zu zerstören. Wir vertrauen auf Ramis. Er ist unser Führer. Der Prophet mit dem Schwan hat uns in die Welt entlassen, um seine Lehren vom Jenseits zu verbreiten. Die Hölle ist nahe, ich habe sie gesehen, ich habe in ihr auch die Freiheit erkannt, und ich werde mich in diese Freiheit zurückziehen, daran kannst auch du nichts ändern.«

»Irrtum, Dibbuk, ich…«

Er unterbrach mich. Diesmal allerdings mit Worten, die ich nicht verstand. Er redete in einer anderen Sprache. Wenn mich nicht alles täuschte, handelte es sich um eine uralte Zauberformel, gesprochen in einem finsteren Dialekt.

Noch während er redete, griff die Magie zu. Sie erfaßte den pechschwarzen Schwan. Er leuchtete auf. Ich befürchtete, daß er zerbrechen würde, konzentrierte mich aber auf das Kreuz, denn dort leuchtete in einem unheimlich wirkenden Grün das AUM auf, die heilige Silbe der Inder. Es war ein Zeichen, nur gelang es mir nicht mehr, die heilige Silbe auszusprechen, denn der Dekan wurde zu einem feurigen Flammenmonster. Aus dem Schwan schlug das Feuer, erfaßte auch ihn, brannte ihm die Haut vom Körper weg, so daß ich auf sein Skelett starrte.

Nur für Sekunden, obwohl es mir wesentlich länger vorkam.

Dann jagte der Flammenschweif in die Höhe und stieß wie ein Komet in den grauen, leichenfarben erhellten Himmel.

Das Jenseits oder die andere Welt holte ihn zu sich heran und riß ihn von diesem Friedhof fort.

Nichts konnte ich tun. Auch mein Kreuz schaffte es nicht, den Dekan zurückzuholen. Vor unseren Augen verwandelte er sich in einen winzigen Punkt am Himmel und war verschwunden.

Zurück blieben die Finsteren und auch die sechs Geister, die durch die schwarzen Rosen in unsere Welt eingedrungen waren und damit begannen, ihre Macht auszuspielen.

Sie verwandelten den alten Teil des Friedhofs in eine wahre Hölle!

Unter meinen Füßen spürte ich das Zittern und rechnete damit, daß jeden Augenblick die Erde aufbrechen würde. Auch die Finsteren waren von dieser heftigen Reaktion überrascht worden. Ich hörte ihre Schreie, dann sah ich, wie sie auf die Knie sanken, als wollten sie die Grabsteine anbeten.

Sie begannen zu beben.

Mächtige Steine wurden bewegt, als wären sie von unsichtbaren Händen umklammert, die nichts Besseres zu tun hatten, als an ihnen

zu rütteln. Die Erde an den Steinen zeigte Sprünge. Wind fuhr über den Totenacker. Die sechs Meister lösten sich von den Rosen, jagten in den Himmel, wo sie einen furiosen Wirbel veranstalteten und zusammen einen Kreis des Schreckens bildeten, der sich so schnell drehte, als wollte er die Wolken auseinanderreißen.

Ich stemmte mich gegen diesen tornadoartigen Wind und hatte trotzdem Mühe, mich auf den Beinen zu halten. Der Dekan Diavolo hatte seinem Verschwinden die Krone aufgesetzt, indem er noch einmal das Grauen schickte und die große Gefahr.

Die Grabsteine schafften es nicht mehr, im Boden zu bleiben.

Einer kippte plötzlich um und genau einem der Finsteren in den Rücken. Ich wollte ihn noch wegziehen, war aber zu langsam. Der schwere Stein warf ihn um und legte sich auf seine Beine.

»Weg da!« brüllte ich. »Seht ihr nicht die Ge…?«

Plötzlich war er da.

Aus dem Hintergrund hatte sich die Gestalt gelöst und kam wie ein Raubtier mit gewaltigen, federnden Schritten auf mich zu. Ich hatte den Schatten gesehen, flirrte herum und erkannte über seiner dunklen Kleidung ein bleiches, haßverzerrtes Gesicht.

»Im Namen des Meisters!« brüllte er und schlug zu.

Irgend etwas hielt er zwischen den Händen. Vielleicht einen Stein oder einen anderen schweren Gegenstand. Damit hätte er mir den Schädel zertrümmern können.

Zum Ausweichen war es für mich zu spät. Mir blieb nur noch eine Chance. Ich wuchtete mich in ihn hinein.

Als die beiden Arme nach unten sausten, rammte ich ihn mit dem linken Schulterknochen. Meinen Kopf erwischte er nicht, da ich ihn bei dem Rammstoß noch durch eine heftige Bewegung angehoben hatte und er nach rechts wegdriftete.

Der Hieb verfehlte mich um Haaresbreite.

Er brüllte auf, wollte zu einem neuen Schlag ansetzen, als er mein hochgerisenes Knie spürte, das ihn um einiges zurückwarf und er mit der Hüfte gegen einen Grabstein stieß.

Ich wollte nachsetzen.

Da kamen die anderen.

Inmitten des Chaos aus wackelnden Grabsteinen und heulendem Wind huschten sie auf mich zu. Böse Blicke, verzerrte Gesichter, der Meister hatte sie geimpft, und dieses verfluchte Gift wirkte bis tief in ihre Seelen hinein.

»Tod!« schrie ein junges Mädchen mit schriller Stimme. »Wir müssen ihn töten!«

Ich duckte mich, als sie zuschlug, hebelte sie zur Seite und hatte sie plötzlich am Hals hängen.

Innerhalb von Sekunden befand ich mich in höchster Gefahr. Ich

mußte mich wehren, um zu überleben.

Längst hatte ich die Rose und das Kreuz fallen gelassen. Beide Hände schaufelte ich in die Körper hinein, dennoch waren es zu viele. Ein Rückzug wäre am besten gewesen.

Um uns herum tobte und heulte der Wind. Die Grabsteine rissen, ich hörte das Platzen des Gesteins im Unterbewußtsein, steckte ein, konnte auch einigen Treffern entgehen, teilte selbst aus und schnappte mir einen der Finsteren, den ich als Rammbock gegen die anderen benutzte.

Ich bekam etwas Luft, aber es war nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein.

Dann kamen die anderen.

Ich hatte sie nicht gesehen, aber ich hörte Sukos Stimme und sah plötzlich die Körper der Finsteren durch die Luft wirbeln. Suko setzte seine asiatischen Kampftechniken ein. Mit denen verschaffte er sich freie Bahn.

Sehr schnell sahen die Finsteren ein, daß sie in Suko ihren Meister gefunden hatten.

Kein Kung-Fu-Filmer hätte die Szenen besser in den Kasten bekommen können. Suko stand wie ein Fels in der Brandung, obwohl er sich schattenhaft bewegte.

Er drehte sich, Füße und Hände wurden zu Waffen. Wenn die Finsteren angriffen, mußten sie sich vorkommen, als würden sie gegen eine Hartgummiwand laufen, so sehr schleuderte er sie zurück.

Sie gaben auf.

Jemand pfiff. Genau in dem Augenblick, als einer der Kerle vor mir ein Messer zog.

Bevor er damit nach unten stechen konnte, trat ich ihm die Beine weg, doch er war wie ein Wiesel auf den Füßen und gab plötzlich Fersengeld. Dieser junge Mann war das Vorbild für die anderen.

Auch sie hielt nichts mehr auf ihrem Friedhof.

Ich lag am Boden und fühlte mich ziemlich lädiert. Suko wollte noch jemand festhalten, der schaffte es aber, sich loszureißen und stob davon.

Noch kniend schaute ich dem Himmel entgegen, der sich wieder normalisiert hatte. Die sechs Rosen hatten die entsprechenden Geister entlassen. Von ihnen war nichts mehr zu sehen.

Ich dachte darüber nach, daß sie eigentlich keine zu große Gefahr dargestellt hatten. Normalerweise hätten sie mächtiger sein müssen, das war nicht der Fall gewesen.

Weshalb?

Hatte mein Kreuz dafür gesorgt, oder besaßen sie noch nicht die Kraft, die ihnen eigentlich zu eigen war? Jedenfalls hatten sie ihrem Freund geholfen und ihn aus der Gefahrenzone gebracht.

Wieder einmal war der Dekan Diavolo entkommen und mit ihm seine Diener. Bis auf einen.
Ich hörte hinter mir ein tiefes, schmerzerfülltes Stöhnen, drehte den Kopf und sah einen der Finsteren auf dem Bauch liegen. Er versuchte verzweifelt, seine Beine unter dem gekippten Grabstein hervorzuziehen, was ihm nicht gelang. Er hatte sich auf seine zitternden Ellbogen gestützt, das Gesicht schwebte darüber und war nur mehr eine Maske aus Angst und Schmerz.
Als ich aufstand, glitt mein Blick über den Friedhof. Es hatte sich einiges verändert. Die Gewalt der sechs Geister hatte dafür gesorgt, daß nichts mehr so aussah wie zuvor.
Kaum ein Grabstein stand noch so, wie er zuvor aus dem Boden gewachsen war. Sie bildeten schiefe Flächen, als hätten große Hände sie umgestoßen.
Ich fühlte mich ziemlich kaputt. Die meisten Schläge hatten mich nicht erwischt. Die Treffer waren nicht leicht wegzustecken gewesen.
Auf ziemlich wackligen Knien ging ich meinem Freund Suko entgegen, der schulterzuckend in meine Richtung schritt. »Das war im letzten Augenblick«, sagte er.
»Sicher.«
Er fragte: »Wie geht es dir?«
»Außer drei gebrochenen Rippen, einigen Prellungen, dreißig blauen Flecken und sechzehn Beulen habe ich nichts.«
»Doch«, sagte er.
»Wieso?«
»Du bist schmutzig!«
»Leider mußte ich am Boden kämpfen. Beim nächsten Mal werde ich mir eine Decke besorgen.« Ich bückte mich und nahm das Kreuz auf. In meiner rechten Tasche ließ ich es verschwinden.
Suko kümmerte sich um den jungen Mann unter dem Grabstein.
Er versuchte, den schweren Stein hochzuwuchten, was ihm kaum gelang, so daß er mich rief, damit ich ihm helfen konnte.
Gemeinsam hoben wir den Stein an. Plötzlich war auch Michael Mitic da. Er faßte in die Achselhöhlen des jungen Mannes und zog ihn unter dem Stein weg.
Wimmernd blieb er liegen. Möglicherweise hatte er sich sofort etwas gebrochen, zumindest aber verstaucht.
»Wie heißt du?« fragte Mitic.
»Petar.«
»Und wie weiter?«
»Petar Jurkowic.«
»Wie alt bist du?«
»Zwanzig.«
»So alt und noch so unvernünftig«, sagte der Polizeichef. »Meine

Güte, was hättest du dir alles ersparen können!«

»Ja, ja!« keuchte Petar. »Ich hätte mir nichts ersparen können. Ich will weg, ich muß behandelt werden.«

»Kann dir dein Meister nicht helfen?«

»Er wird zurückkehren. Er läßt uns nicht im Stich, das schwöre ich euch. Er wird…« Der junge Mann sprach nicht mehr weiter. Er hatte sich falsch bewegt, und Schmerzen rissen ihm die Worte von den Lippen. »Ich muß weg, verdammt!« keuchte er. »Bitte …«

»Du kommst auch weg.«

Mitic übersetzte mir das Gespräch mit dem Finsteren. Auch ich war dafür, den jungen Mann so rasch wie möglich in ärztliche Behandlung zu geben. »Es wird ihm wehtun, wenn wir ihn transportieren«, sagte ich, und Mitic nickte.

Er sprach noch einmal mit Petar Jurkovic, der mir leid tat. Zu dritt hoben wir ihn hoch. Zuerst schrie er laut, dann wimmerte er nur noch. Wir trugen ihn so vorsichtig wie möglich über den Friedhof zu unserem Wagen, wo wir ihn in den Fond legten. Seine Schmerzen hatten noch immer nicht nachgelassen, er unterdrückte sie jetzt tapfer.

Mitic wollte mit dem Lastwagen vorfahren, den hatten die Finsteren bei ihrer Flucht zurückgelassen.

»Da liegt noch einer im Führerhaus«, sagte Suko, ging hin, riß die Tür auf und schimpfte, weil der Kerl verschwunden war. »Entweder habe ich nicht hart genug zugeschlagen, oder sie haben ihn mitgenommen.«

»Wahrscheinlich letzteres«, sagte ich.

Suko holte den Wagenschlüssel aus seiner Tasche und warf ihn Michael Mitic zu.

»Ich fahre mit dem Lastwagen vor.«

»Wie weit ist das nächste Krankenhaus entfernt?« wollte ich wissen.

»Vielleicht sechs, sieben Kilometer.«

»Okay.«

Wir stiegen in Mitic' Dienstwagen. Das Innere war erfüllt von dem Jammern des Jungen. »Sprichst du Englisch?« fragte ich ihn.

»Etwas…«

Suko wollte fahren, so konnte ich mich mit Petar unterhalten. »Du hast es dir selbst zuzuschreiben, mein Junge, weil du den falschen Weg gegangen bist.«

»Nein, es ist der richtige. Nur der Weg ins Jenseits bedeutet die Freiheit.«

»Stammt das von eurem Dekan?«

»Auch.«

»Wer hat es noch gesagt?«

»Ramis!«

Ich sagte zunächst einmal nichts, weil wieder ein neuer Name

aufgetaucht war.

Ramis, überlegte ich. Hatte ich diesen Namen schon mal gehört?

Das konnte sein, jedenfalls kam ich nicht darauf. Suko hatte den Motor schon angelassen. Er wartete darauf, daß uns Mitic passierte. Die Kegel blasser Scheinwerfer huschten durch das Innere unseres Fahrzeugs, dann rollte der kleine Lkw vorbei.

Jetzt startete auch Suko. Der schlechte Untergrund sorgte dafür, daß unser Fahrzeug schaukelte, was dem Verletzten nicht guttat.

»Meine Beine«, jammerte er. »O je, bitte, nicht so schnell.«

»Es ist bald vorbei«, tröstete ich ihn. »Auf der Straße geht es bestimmt besser.«

»Hoffentlich.«

Ich verhörte ihn auch nicht mehr weiter. Erst als die normale Straße unter den Reifen lag, stellte ich ihm wieder eine Frage. »Wer oder was ist Ramis?«

»Ein… ein Inder«, sagte er leise. »Ein großer Philosoph und Magier. Er hat als erster den Weg in das Glück und die Freiheit gefunden. Seine Philosophie ist mächtig.«

»Aber falsch!« belehrte ich ihn.

»Nein, sie muß gut sein. Sie ist einfach gut. Das kannst du mir glauben.«

»Und euer Dekan hat sie übernommen?«

»Ja, er gab sie an uns weiter. Der Schwan und die Karten sind die Führer in die andere Welt.«

»Wieso der Schwan?«

»Er… er ist unser Begleiter. Wir vertrauen ihm. Er sorgt dafür, daß uns auf der langen Reise nichts Böses widerfährt. Das Jenseits hält uns einen Platz offen. Uns winkt die Freiheit, und der Schwan sorgt dafür, daß wir auch hineinkommen.«

So ganz stimmte ich ihm da nicht zu. »Hat das auch euer Ramis gelehrt?« fragte ich ihn.

»Es ist seine uralte Lehre. Er hat es gewußt. Er mußte es einfach wissen.«

»Aber er ist tot.«

»Nein und ja. Er lebte weiter. Menschen wie ihn kann man nicht töten. Er ist ein Geist, er trat aus seinem Körper. Er hat als erster die große Freiheit im Jenseits erlebt. Seine Botschaft erreichte uns Menschen, denn er wollte, daß es vielen so ergeht wie ihm…« Seine Worte wurden leiser, schließlich verstummten sie, und ich mochte den jungen Mann auch nicht weiter quälen.

Wir hatten mittlerweile wieder die Stadt erreicht und fuhren auf einer der breiten Straßen. In der Mitte dieser Allee befand sich ein Gleiskörper für die Straßenbahn, die um diese Zeit längst nicht mehr fuhr. Auch Autos waren nur wenige unterwegs.

Wir entdeckten verhältnismäßig viele Polizisten, wurden aber nicht angehalten.

An einer Kreuzung mit abgestellter Ampel bog Michael Mitic nach rechts ab. Wir fuhren etwa zwei Minuten, als auf der linken Seite ein großes Gebäude in Sicht kam. Zu ihm führte ein breiter Weg, der einen kleinen Park zerteilte. Das sah nicht nur so aus wie ein Krankenhaus, das war auch eines.

Wir folgten dem Lastwagen nach links in die breite Zufahrt und mußten vor einem geschlossenen breiten Tor stoppen, das die Zufahrt zum eigentlichen Gelände des Krankenhauses absicherte.

Es dauerte eine Weile, bis sich der Nachtportier bequemte, sein Kabuff zu verlassen. Mitic fuhr den Mann hart an, der sich dann beeilte, als er gehört hatte, wer da Einlaß begehrte. Einen Flügel zog er auf.

Wir rollten weiter.

Von unserem Schützling war nichts mehr zu hören. Entweder war er eingeschlafen oder aber bewußtlos geworden. Ich tippte auf die letztere Möglichkeit.

Erleuchtete Schilder wiesen uns den Weg zur Ambulanz. Der Weg teilte sich. Wir fuhren einen kleinen Bogen und in die Tiefe, so daß wir Souterrain-Höhe erreichten.

Die Wagen stellten wir in Parktaschen ab. Aus dem hellerleuchteten Eingang kamen zwei Weißkittel. Sie hatten eine Trage dabei auf die der junge Mann gebettet wurde. Ein Arzt erschien ebenfalls und hörte sich an, was Mitic zu sagen hatte.

Der Mediziner gab einige Anweisungen. Als der Junge weggetragen wurde, öffnete er weit seine Augen. Zufällig streifte ihn das Licht einer Laterne, er konnte auch mich anschauen und nickte mir mit den Augen zu. Ich hörte, wie er ein »Danke«, hauchte.

Über meine Lippen glitt ein Lächeln. Irgendwie hatte mich dieses eine Wort glücklich gemacht. So war unsere Arbeit doch nicht umsonst gewesen.

Jetzt, wo ich etwas zur Ruhe gekommen war, spürte ich auch wieder meine malträtierten Knochen. Ich streckte und reckte mich.

Blaue Flecken würde ich noch bekommen.

Mitic sagte: »Der Arzt hat uns verboten, mitzukommen, aber wir können warten.«

»Wo?«

»Die haben hier eine Kantine.«

Ich schaute Suko an. »Einen Schluck könnte ich vertragen«, sagte mein Freund.

»Gut, dann komm mit.«

Mitic führte uns. Er kannte sich zwar auch nicht aus, so daß wir erst auf Nachfrage und unter den kritischen Blicken einer Schwester mit

dunklem Damenbart den Weg erklärt bekamen.
Die Kantine lag auf gleicher Höhe. Eine Bedienung gab es nicht mehr, dafür sahen wir zwei altertümliche Automaten, die vor sich hinsummten, als wollten sie ein Lied singen.
Kantinen sind nur selten gemütlich.
Diese hier war besonders ungemütlich. Kahle. Wände, kahle Tische und Stühle, dazu ein Leuchtstoffröhrenlicht, das ebenfalls keine Wärme abgab. Der Automat spie einen Pappbecher aus, in den eine helle braungefärbte Brühe tropfte, die sich Kaffee nannte.
Mitic gab den Kaffee aus. Wir setzten uns an einen Vierertisch.
Nahe der Tür hockten zwei Ärzte zusammen und tranken Brühe.
Mitic rauchte. Ich verzichtete auf ein Stäbchen, trank den Kaffee und hatte Mühe, mich nicht zu schütteln. Das Zeug schmeckte nach alten Socken.
Zwischen uns und Mitic stand die Rauchwolke seines Zigarillos.
»War es ein Erfolg?« fragte er.
Ich hob die Schultern. »Zumindest ist es uns gelungen, den Dekan zu verscheuchen.«
»Klar, aber nicht zu vernichten.«
»Stimmt auch wieder. Also müssen wir ihn suchen.« Ich lächelte.
»Wo?«
»Im Jenseits.«
»Da können Sie recht haben«, mischte sich Suko ein. »Das Jenseits ist für ihn das Höchste. Die absolute Befreiung oder was immer man dazu auch sagen mag.«
»Wenn dem so ist«, sinnierte ich, »muß er tatsächlich einen Weg gefunden haben, die Grenzen zu durchdringen, die für uns normale Menschen starr sind. Oder sehe ich das falsch?«
»Nein!«
»Aber wie ist das möglich?« rief Mitic so laut, daß die beiden Ärzte ärgerlich herüberschauten und Mitic beruhigend und entschuldigend abwinkte.
»Durch Magie!« sagte Suko.
»Wie…?«
»Die Magie des indischen Philosophen Ramis«, präzisierte ich.
»Er hat eine Lehre verfaßt, die unmittelbar mit dem Jenseits zu tun hat. Er zeigte seinen Jüngern den Weg. Ich weiß nicht, wie lange dies zurückliegt, aber Sie wissen ja selbst, wie das mit den uralten Geheimlehren ist. Irgend jemand gräbt sie aus und richtet sein Leben danach. Man kann das auch nicht als Quatsch abtun. Die Selbstmorde sprechen für sich. Dieser Ramis besitzt, obwohl er als Körper nicht mehr existiert, einen gewaltigen Einfluß auf seine Mitstreiter, nicht zuletzt auch durch einen Mann wie diesen Dekan Diavolo, der vor unseren Augen in die Wolken gejagt ist, dabei eingehüllt in einen

Flammenschweif.«

»Interessant, wirklich.« Der jugoslawische Kollege nickte uns zu.

»Das sind für mich völlig neue Welten. Nun ja, der Dekan ist verschwunden, wir müßten uns an seine Schüler halten.«

»Vorausgesetzt, wir finden sie.«

»Da brauchen wir uns nur in der Universität umzuschauen und die Semester durchzugehen, die Dibbuk unterrichtet hat. Da haben wir sie dann alle beisammen.«

»Glauben Sie denn, daß sie reden werden?« fragte Suko und zog dabei ein skeptisches Gesicht. »Ich bin mir, ehrlich gesagt, nicht so sicher. Die sind so geimpft, daß sie einfach den Mund halten.«

»Nein, nein. Das regele ich schon.«

Ich gab Suko eher recht und schlug vor, daß wir uns zunächst auf diesen Petar Jurkovic konzentrierten. »Das könnte unser Mann werden. Er befindet sich in einem Zustand, wo seine eigenen Schmerzen die seelischen Fesseln lösen können. Wenn es für uns überhaupt eine Möglichkeit gibt, dann nur durch ihn.«

»Da mußt du die Ärzte fragen. Ich nehme an, daß er zunächst einmal ruhig gelegt worden ist.«

Mitic winkte ab. »Das ist mir alles zu vage«, sagte er. »Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Gleich morgen werde ich mich mit der Universitätsverwaltung in Verbindung setzen und mir die Namen des entsprechenden Semesters heraussuchen lassen. Danach starte ich eine Kampagne oder eine Razzia, die sich gewaschen hat. Was halten Sie davon?«

»Es wäre eine Möglichkeit«, gab ich zu.

»Das *wäre* nicht nur eine, das *ist* auch eine.« Mitic schaute auf die Uhr. »Wollen Sie noch einen Kaffee?«

»Nein, danke. Aber Sie haben es eilig.«

»Genau. Ich möchte mich mit dem behandelnden Arzt in Verbindung setzen. Vielleicht können wir Jurkovic doch verhören.«

Ich hatte da so meine Bedenken, behielt sie aber für mich.

Wir verließen die Kantine, begaben uns zur Anmeldung und ließen den Arzt aufrufen. Die Schwester tat es erst, nachdem sie den Ausweis unseres Kollegen gesehen hatte.

Der Doktor kam. Sein Kittel stand offen, das faltige Gesicht war verzogen. »Ich kann mir vorstellen, was Sie wollen, aber das genau ist nicht möglich.«

»Woher wollen Sie…?«

Er winkte ab und sprach hastig auf Mitic ein. Dem Gesicht des Kollegen sah ich an, wie sehr ihm die Antwort schmeckte. Er bedankte sich und übersetzte uns dann, was er erfahren hatte.

»Also, es ist nicht möglich. Wir werden auch weiterhin warten müssen. Jurkovic schläft.«

»Haben Sie erfahren, wie schwer verletzt er ist?«

»Ja. Einen Beinbruch hat er nicht. Aber es ist bei ihm einiges zerstört worden. Morgen werden wir mit ihm reden können.«

Ich nickte. »Okay, dann lassen Sie uns jetzt fahren.«

Wir verließen das Krankenhaus. Mitic fuhr den Lastwagen an eine andere Stelle, weil der Parkplatz vor der Aufnahme freigehalten werden mußte. Als er zu uns zurückkam, fragte er: »Soll ich Sie zum Hotel bringen?«

»Das wäre nicht schlecht«, meinte Suko.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir zuvor noch bei mir zu Hause vorbeifahren? Ich will meine Frau nicht beunruhigen.«

Wir hatten nichts dagegen.

Diesmal fuhr Mitic. Wir waren die Fahrt über ziemlich schweigsam. Die Stadt Zagreb lag unter einer gewaltigen Kuppel der Nachtruhe. Kaum jemand befand sich noch auf den Straßen. Die Bewohner hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen und schliefen der Dämmerung entgegen.

Auch ich fühlte mich müde und kaputt, dennoch drehten sich meine Gedanken wie aufgeputscht um den Fall, an dem wir uns bisher die Zähne ausgebissen hatten.

»Diese eine Espresso-Bar ist ja nun nicht mehr«, nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf. »Kennen Sie noch andere Treffpunkte, Mr. Mitic?«

»Ja und nein. Es gibt da einige widersprüchliche Aussagen. Wahrscheinlich treffen sich die Typen in dunklen Hinterzimmern oder alten Häusern, die wir nicht kennen.«

»Ja, das kann sein.«

»Wir gehen den Fall morgen früh systematisch an.«

»Heute früh«, sagte Suko.

»Ach ja, stimmt, Mitternacht ist vorbei.« Er lachte leise. »Meine Frau kann uns noch einen richtigen Kaffee kochen. Ich habe einen sehr guten im Schrank versteckt. Er stammt aus Deutschland.«

»Das wäre nicht schlecht«, sagte ich.

Die Innenstadt hatten wir hinter uns gelassen. Der Weg führte jetzt durch einen ruhigen Vorort. Mitic erklärte uns, daß er in der Nähe wohnen würde.

Alte Häuser, sehr klein, von der Dunkelheit geschützt, manchmal schief gebaut, mit Dächern und Fassaden, die auch schon bessere Zeiten erlebt hatten.

Schornsteine schauten wie Finger über die Firste der Häuser empor. Manchmal blitzten auch Fernsehantennen.

Es parkten nicht viele Wagen am Straßenrand. So hätte es auch in London mal aussehen müssen.

Vor einem kleinen Haus stoppten wir. Der Vorgarten war winzig.

Hinter den vorderen Fenstern brannte noch Licht.

Mitic drehte sich vor dem Aussteigen um. »Ich habe mir gedacht, daß Jolanda noch auf ist. Sie macht sich jedesmal große Sorgen. Seit dem Tod unserer Tochter ist es noch schlimmer geworden. Und ich kann Ihnen versprechen, ich hole sie aus dieser verfluchten Erde wieder hervor, in der man sie begraben hat. Das Kind soll ein anständiges Begräbnis bekommen.«

»Das finde ich auch.«

Wir ließen den Kollegen vorgehen. Den Haustürschlüssel hielt er in der Hand. Die Tür war nicht abgeschlossen. Er drückte sie auf und ließ uns eintreten.

Stille empfing uns.

Mitic lächelte. Bei den folgenden Worten dämpfte er seine Stimme. »Ich nehme an, daß Jolanda schon schläft. Links ist der Wohnraum, warten Sie dort bitte.«

»Gut.«

Wir fühlten uns etwas unwohl. Suko zog ein nachdenkliches Gesicht. »Hast du was?« fragte ich ihn.

»Ich weiß nicht.« Er schaute auf ein Foto der Tochter. Um den Rahmen war ein schwarzer Trauerflor geschlungen.

»Vielleicht liegt es an der Stille oder dem fremden Haus, daß ich…«

Da hörten wir den Schrei!

Es war ein schrecklicher Laut, ächzend, stöhnend, von Schmerz gepeinigt. Wir verloren keine Sekunde mehr und fanden das Schlafzimmer, aus dem der Schrei gedrungen war, auf Anhieb.

Dort sahen wir Mitic. Er stand auf der Schwelle und schwankte.

Die Hände hatte er in das Haar verkrallt. Sein stierer Blick war auf das Doppelbett gerichtet. Aus seinem halboffenem Mund rann der Speichel. Er gab Laute von sich, die eine Gänsehaut erzeugten.

Die zweite Gänsehaut bekamen wir beim Anblick der toten Jolanda Mitic. Sie lag quer über dem Bett. Auf ihrem schwarzen Kleid breitete sich in Höhe des Herzens ein Blutfleck aus. Dicht darunter lag als Zeichen eine schwarze Rose.

Die Finsteren hatten sich furchtbar gerächt!

***

Suko zischte plötzlich los. Er kam gerade zurecht, um Mitic auffangen zu können. Unser Kollege konnte einfach nicht mehr. Er gab einen langen Seufzer von sich und sank dem Boden entgegen. In einer Schräglage hielt Suko ihn fest.

Wir waren beide bleich geworden. Mit diesem Horror hätte keiner von uns gerechnet, aber der Tod dieser Frau zeigte uns auch, wie hilflos wir noch immer waren.

Die schwarze Rose hatte sich das schwächste Glied in der Kette

ausgesucht, um das starke zu treffen.

Suko hatte den Mann auf einen Stuhl gesetzt. Ich rannte in die Küche, fand dort Schnaps in einem Wandschrank und kippte ein Wasserglas zur Hälfte voll.

Als ich mit der »Medizin« zurückkehrte, japste Mitic nach Luft und weinte gleichzeitig.

»Trinken Sie!« flüsterte ich. Der Schnaps roch nach Pflaume. Mitic gehorchte wie ein kleines Kind. Er trank das Zeug fast gierig, hustete, drückte mir das Glas zur Seite und senkte den Kopf. Das Gesicht verbarg er in beiden Händen.

Wir ließen ihn so sitzen und kümmerten uns um die Tote. Sie war erstochen worden, das konnten wir erkennen, auch ohne Medizin studiert zu haben.

Suko hatte die Hände geballt. Über die Leiche hinweg trafen sich unsere Blicke. »Sollen wir tatsächlich bis zum Hellwerden warten?« fragte er leise.

»Nein!« erwiderte ich rauh. »Aber wir haben keine Spuren, zum Henker! Wer hat das getan?«

»Sie alle sind schuldig!«

»Ja, kann sein, aber einer wird sie umgebracht haben. Und den finden wir.«

Ein schluchzendes Geräusch ließ uns herumfahren. Mitic hatte seine Hände flach auf die Oberschenkel gelegt. »Ich werde den Killer finden!« flüsterte er. »Ich werde ihn finden, und wenn ich ihn gefunden habe, bringe ich ihn um.«

»Sie sind Polizist, Mr. Mitic!«

»Das interessiert mich nicht mehr!«

»Es muß Sie aber interessieren. Sie sind dem Gesetz verpflichtet!«

Ich sprach eindringlich. »Es gibt Situationen, die eine Grenze der menschlichen Belastbarkeit darstellen, das weiß ich, aber darüber muß man hinwegkommen.«

Er ging auf meine Bemerkung nicht ein, schüttelte den Kopf und flüsterte immer wieder nur ein Wort. »Warum? Warum…?«

Wir konnten ihm keine Antwort geben, denn wir hatten auch nur Vermutungen.

»Jolanda hat keinem Menschen etwas getan. Sie war eine so gute Person, und jetzt das! Ich… ich begreife es nicht.«

Wir dachten ebenso. Überhaupt waren Morde so etwas Sinnloses, verabscheuungswürdiges, dafür gab es einfach keine Entschuldigung. Wir waren alle Menschen, aber auch Polizisten, so schwer es uns in diesem schrecklichen Augenblick auch fiel.

»Mr. Mitic«, sagte ich leise. »Wir müssen unseren Job machen. Wir werden etwas unternehmen, und zwar in dieser Nacht.«

»Was wollen Sie denn tun?« schrie er.

»Wir müssen an die Gruppe herankommen.«
»Und wie?«
Eine gute Frage, doch ich wußte auch eine Antwort. »Durch Ihre tote Tochter, Mr. Mitic. Allein durch Ihre Tochter. Sie müssen sich an Namen erinnern. Sie hatte Freundinnen, Kommilitoninnen, sie hat bei Ihnen gewohnt, ihr Zimmer…«
»Es ist oben!«
»Wir werden es durchsuchen.«
Er lachte freudlos. »Ich glaube kaum, daß Sie damit Erfolg haben werden«, flüsterte er.
»Es bleibt abzuwarten, Mr. Mitic. Kommen Sie mit?«
»Nein, bitte nicht.« Er streckte uns seine Hände abwehrend entgegen. »Ich möchte bei Jolanda bleiben. Verstehen Sie…?«
»Natürlich…«
Suko und ich gingen allein die schmale Treppe hoch. In der oberen Etage schalteten wir das Licht ein und öffneten die erste Tür.
Wir hatten Glück, hier befand sich das Zimmer der toten Tochter.
Bett, Schrank, ein kleiner TV-Apparat, Bilder an den Wänden, die ich mir genau anschaute.
Die Posters zeigten zumeist düstere Motive. Einige von ihnen waren mit Sprüchen bestückt, philosophische Betrachtungen über den Tod, allerdings nicht im christlichen Sinne. Es mußten Auszüge aus den Lehren dieses Inders Ramis sein. Ich hätte lügen müssen, wenn sie mir gefallen hätten. Da wurde das Jenseits stets als die große Freiheit hingestellt, nach der sich die Menschen sehnen sollten.
Suko hatte den Schrank geöffnet. Kleidung quoll ihm entgegen, zumeist in dunklen Farben gehalten.
Ich schaute mir den kleinen Schreibtisch näher an. Er sah sehr aufgeräumt aus. Die Schreibtischunterlage lag exakt in der Mitte.
Automatisch hob ich sie an.
Darunter versteckt waren Papiere, sogar ein angefangener Brief, den ich mir vornahm.
Ein Abschiedsbrief an die Eltern, wahrscheinlich der erste Entwurf überhaupt.
»Hast du was gefunden?« fragte Suko.
»Nein, nichts von Bedeutung.«
»Ich auch nicht.«
Wir suchten trotzdem weiter. Sogar den Papierkorb durchschnüffelte ich. Prospekte rutschten mir entgegen. Zumeist Reklame von einem Reiseveranstalter.
Mir fiel auf, daß es sich um Reisen nach Indien handelte. Sollte das das große Ziel der Finsteren sein?
Ich zeigte Suko die Prospekte. »Ein Reiseveranstalter«, murmelte er. »Wer könnte dahinter stecken?«

»Keine Ahnung.«
»Was ist mit der Adresse?«
Ich drehte den Prospekt um. Sie war auf der Rückseite in kleiner Schrift angegeben. Wir erkannten, daß sich dieses Reisebüro in Zagreb befand.
Suko zwinkerte mir zu. »Ob wir es uns mal anschauen?«
»Immer.« Ich steckte den Prospekt ein und ging wieder nach unten. Im Schlafzimmer fanden wir Michael Mitic. Er hatte sich auf das Bett gesetzt und strich mit der Handfläche über das wächserne Gesicht seiner toten Frau. Dabei sprach er mit ihr, ohne die Chance zu haben, eine Antwort zu bekommen.
Er hatte uns nicht bemerkt. Erst als ich ihn an der Schulter berührte, schrak er zusammen.
»Wir waren oben.«
»Ja – und?«
Ich zeigte ihm den Prospekt. »Den fanden wir bei Ihrer Tochter im Papierkorb.«
Er las ihn. »Indien«, flüsterte er und nickte. »Maria hat mal davon gesprochen.«
»Wollte sie hin?«
»So ist es.«
»Und wissen Sie, was mit diesem Reiseveranstalter los ist? Wo befinden sich die Geschäftsräume?«
»In der Altstadt.«
»Wir wollten sie uns gern anschauen.«
Er starrte uns an und hob die Schultern. »Morgen werden…«
»Nicht morgen, jetzt!«
Mitic nickte. Ich hatte damit gerechnet, daß er aufspringen würde, doch der Anblick seiner toten Frau lähmte ihn. Stille breitete sich aus, die hin und wieder durch das Schluchzen unseres Kollegen unterbrochen wurde. Wir schraken zusammen, als plötzlich in einem anderen Raum das Telefon anschlug.
Mitic bekam eine Gänsehaut. »Wer… wer kann das sein?«
»Bitte, gehen Sie hin. Es ist vielleicht wichtig.«
»Ja, ja.« Er erhob sich wie ein schwerkranker Mann und ging greisenhaft nach vorn gebeugt davon.
Erst beim siebten Klingeln hob er ab. Wir waren zu weit entfernt, um mitzukriegen, mit wem er redete. Das Gespräch zog sich doch hin, und ich wurde einfach das Gefühl nicht los, daß es etwas mit unserem Fall zu tun hatte.
»Fatal wäre es, wenn die andere Seite ihn jetzt noch verhöhnt«, flüsterte Suko.
»Dann würde er durchdrehen.«
»Wäre sogar verständlich.«

Wir hörten die Stimme unseres Kollegen, konnten aber nicht verstehen, was er sagte. Zudem war er zu weit entfernt. Aber wir bekamen mit, wie er den Hörer auflegte.

Als er zu uns zurückkehrte, wirkte er verstört.

»Was ist passiert?« fragte ich.

Mitic wischte über sein Gesicht. »Vom Krankenhaus ist angerufen worden.«

»Und?«

»Jurkovic will reden.«

»So plötzlich?«

Michael Mitic blieb stehen und wischte über seine Augen. »Ich wunderte mich auch. Als ich nachfragte, erklärte mir der Arzt, daß Jurkovic völlig durcheinander sei. Er muß ein Trauma oder einen Alptraum gehabt haben, gegen den selbst das Beruhigungsmittel nicht ankam. Es ist eigentlich unerklärlich. Der Doktor sprach auch von einer Fernhypnose, unter der der Patient möglicherweise steht.«

»Der Inder«, sagte Suko.

»Oder Diavolo.«

»Das ist irgendwie gleich.«

»Fahren wir?«

Ich nickte Mitic zu. »Und ob wir fahren. Aber diesmal übernehme ich das Steuer. Ich möchte nicht, daß Sie in ihrem Zustand hinter dem Lenkrad sitzen.«

»Einverstanden.« Er ging an uns vorbei und trat an das Bett, wo seine tote Frau lag. Zärtlich strich er über ihr Gesicht. Eine Geste des endgültigen Abschieds.

Mir wurde die Kehle verdammt eng, und meinem Freund Suko erging es nicht anders.

Fünf Minuten später waren wir wieder unterwegs. Drei Männer, die sich vorkamen, als würden sie gegen die Flügel von gewaltigen Windmühlen ankämpfen…

***

Diesmal ließ man uns sofort durch. Der Portier hatte Bescheid bekommen, und am Eingang erwartete uns der Arzt. Mitic sprach kurz mit ihm, bevor er auf uns deutete.

Der Mann hieß Köhler, war deutscher Abstammung und konnte auch noch Deutsch. Englisch sprach er auch, so gab es keine Verständigungs-Probleme.

»Ich begreife das nicht«, sagte Dr. Köhler. »Es ist noch nie passiert, daß ein Patient erwacht, wenn er mit diesem Mittel förmlich vollgepumpt worden ist.«

»Mußte es sein?«

»Ja, Mr. Mitic, das mußte sein. Wir können ihn uns erst morgen

vornehmen, die Nacht über soll er Ruhe haben, aber…« Dr. Köhler hob die Schultern. »Dem war nicht so. Etwas hat ihn geweckt. Ich kann mir nur denken, daß es Ähnlichkeit mit einem Signal hat, das ihn aus weiter Ferne erreichte.«

Wir waren vor einer Aufzugtür stehengeblieben. Der Arzt drückte einen Knopf und uns wenig später die Tür auf. Im Lift fragte er: »Ich möchte mich nicht einmischen, aber ich habe mir den Patienten angesehen. Ich sah die schwarze Kleidung und die eingefärbte Gesichtshaut. Hat er etwas mit den Selbstmorden zu tun, die in der letzten Zeit passiert sind?«

Mitic bejahte.

»Dann haben Sie eine Spur?«

»Wir hoffen es.«

In der zweiten Etage mußten wir die Kabine verlassen. Ein langer, auch ziemlich breiter Flur nahm uns auf. Trotz der Kugellampen unter der Decke wirkte er ebenso düster wie die äußere Fassade des klotzigen Krankenhauses.

Wir gingen nach links, fast bis zum Ende des Ganges. Auf der linken Seite befand sich auch das Zimmer mit dem Patienten. Dr. Köhler legte einen Finger auf seine Lippen, dann öffnete er leise die Tür.

Sie stand kaum spaltbreit offen, als wir die keuchenden und auch stöhnenden Geräusche hörten, die an unsere Ohren drangen. Dem Patienten mußte es ziemlich schlecht gehen.

Hintereinander betraten wir das kahle Krankenzimmer. Suko, der als letzter ging, schloß auch die Tür.

Der Raum war ebenso kahl wie der Flur. Die Wände zeigten einen grünen Anstrich, der im Licht einer kleinen Stehlampe weich wirkte.

Petar Jurkovic lag auf dem Rücken. Beide Beine lagen hoch. Sie waren provisorisch geschient worden und wurden von einem Gestell gehalten, daß neben dem Bett stand und wie ein Kran aussah.

Er hatte den Kopf gedreht. Auf seinem Gesicht lag dick der Schweiß. Die Augen glänzten, als hätte er Fieber. Petar erkannte Suko und mich. Er redete in unserer Sprache. »Gut, daß Sie hier sind. Es ist schrecklich…«

»Was ist schrecklich?« fragte ich.

Mitic war schneller. Sehr dicht trat er an das Bett des jungen Mannes und schaute ihn an. »Meine Frau ist tot«, sagte er mit einer tonlos wirkenden Stimme. »Sie wurde durch einen Messerstich ermordet. Und es waren deine Freunde, die dies getan haben! Deine verdammten Freunde! Hörst du das, mein Junge? Deine…«

»Michael!« zischte ich und legte eine Hand auf seine Schultern.

Ich zog ihn zurück.

»Nein, laß mich, ich…«

Suko griff ein. Er führte unseren Kollegen zur Seite und redete

flüsternd auf ihn ein.
»Stimmt das?« fragte Dr. Köhler.
»Leider.«
»Mein Gott, dann hätte ich am besten gar nicht angerufen!«
»Nein, nein, es war schon gut so.« Ich warf einen Blick auf Mitic und Suko.
Mein Freund hatte es geschafft, den Kollegen zu beruhigen. Er hockte jetzt auf einem Besucherstuhl.
Ich wandte mich Petar zu. »Du wolltest mit uns sprechen, mein Freund?«
»Ich mußte.«
»Gut, wir sind hier. Was wolltest du uns sagen?«
»Ich habe ihn gebrochen«, flüsterte er und schabte mit seinen Händen über die Bettdecke. »Ich habe den Schwur gebrochen, weil ich Angst habe. Sie… sie werden mich packen.«
»Wer? Deine Freunde?«
»Ja, denn ich habe sie verraten. Ich bin ein verfluchter Verräter. Ich habe den Schwur gebrochen, sie werden mich töten.«
»Wir sind bei dir.«
»Ihr kennt ihn nicht. Er hat uns unter Kontrolle. Wir müssen tun, was Dekan Diavolo sagt.«
»Weshalb?«
»Wir sind mit seinem Blut versehen. Der Blutschwur zwischen ihm und einem jeden von uns ist für die Ewigkeit geschlossen worden. Wer ihn bricht, durch Verrat bricht, der stirbt.«
»Hast du sie denn verraten?«
»Ja, das habe ich. Ich hätte mich töten müssen, verstehen Sie? Ich hätte mich selbst umbringen müssen. So sieht es unser Gesetz vor. Das konnte ich nicht, und jetzt meldet er sich. Ich spüre ihn.«
»Wen?«
»Den Dekan Diavolo!«
»Wo spürst du ihn?«
»In meinem Blut, verflucht. Er… er sendet mir eine Botschaft. Ich … ich stehe dicht vor dem Tod, den auch die anderen wollen. Ja, sie wünschen, daß ich sterbe.«
»Deine Freunde?«
»Sie sind nicht mehr meine Freunde.«
»Ich will sie suchen, Petar! Wo kann ich sie finden? Bitte, du mußt reden!«
Er atmete schwer und röchelnd, verdrehte die Augen, schielte zum Fenster, wo auch ich hinschaute, aber nichts sah. »Wir waren immer in der Stadt.«
»Zagreb ist groß…«
»Ja, ja, aber wir hatten Verstecke. Er hat uns immer gesagt, daß uns

nichts passieren kann, wenn wir unter seinem Schutz stehen. Ich habe ihm auch geglaubt. Aber wo war er denn, als der Grabstein plötzlich kippte? Wo, bitte sehr?«

Die Tatsache, daß Petar eingeklemmt worden war, mußte ihn ungemein stark beschäftigt haben und war sicherlich der auslösende Faktor zum Verrat gewesen.

»Sein Blut und mein Blut«, flüsterte Jurkovic, »haben sich miteinander vermischt. Er hat es bei allen so gemacht. Auf dem Friedhof hat er Dunja schwören lassen. Sie gehört jetzt zu uns, sie ist eine neue. Ich spüre, wie es wallt, es ist in mir, meine Güte…« Er wollte sich aufbäumen, was ich nicht zulassen konnte, deshalb drückte ich seinen Oberkörper zurück.

»Sei ruhig, Petar, bitte, sei ruhig. Wir schaffen es.«

Schweiß perlte auf seiner Stirn. Dr. Köhler sah es. Er trat näher an das Bett heran. Sein Gesicht zeigte einen sehr besorgten Ausdruck, als er die Augenbrauen hob und danach ein Tuch hervorholte, um das Gesicht des jungen Mannes zu reinigen.

»Er hat Fieber!« flüsterte mir der Arzt zu. »Lange wird er es nicht mehr durchhalten können.«

»Eine Antwort brauche ich noch, Doktor!« Ich schaute Köhler beschwörend an.

Der Mann nickte. »Es ist gut, ich erlaube es Ihnen, Mr. Sinclair. Noch eine Frage.«

»Danke.«

Petars Gesicht war verzerrt, die Augen hatte er sehr weit aufgerissen. Er schien Dinge zu sehen, die nur er sah. »Sie kommen von innen«, keuchte er, »mein Blut ist verseucht. Ich weiß es genau. Ich komme davon nicht los. Es ist verseucht. Es ist so heiß, ich… ich koche …«

Mein Gott, was quälte sich dieser Mensch, aber ich mußte eine Antwort haben. »Petar, wo sind die anderen? Sag es mir! Ist es dort, wo auch das Reisebüro…?«

»Ja, ja, die Schule des Ramis. Da sind wir immer. In den Katakomben, im Keller…« Er drehte plötzlich den Kopf nach links, ohne daß ich etwas hätte dagegen tun können. »Am Fenster!« brüllte er und verfiel dann in seine Heimatsprache.

Die beiden ersten Worte hatten wir alle verstanden. Auch Suko.

Er erreichte das Ziel mit einem Sprung. Dieses Krankenhaus war klimatisiert, trotzdem konnte man die Fenster noch normal öffnen.

Suko riß eins auf.

Er sah keinen Menschen, auch ich nicht, der ich dicht hinter ihn getreten war.

Wir blickten in den Park des Krankenhauses, der stockdunkel unter uns lag. Wir sahen auch die Bäume und deren hohes Geäst. Dem Fenster direkt gegenüber stand ein solcher Baum.

In der dunklen Krone leuchtete es plötzlich auf. Das war kein frühsommerlicher Leuchtkäfer, sondern etwas anderes. Eine kleine Flamme, von einem Streichholz oder Feuerzeug.

Etwas löste sich. Ich sah den Schatten, die heftige Bewegung, dann flog das Etwas auf uns zu.

Einer dieser widerlichen Molotow-Cocktails!

***

Ich stöhnte auf, weil Suko mir seinen Ellenbogen in die Hüfte gerammt hatte. Ich torkelte nach rechts und konnte trotzdem meinem Freund dankbar sein, daß er so gehandelt hatte.

Suko hatte die Nerven behalten!

Die Flasche mit dem hochexplosiven Zeug und dem halb herausschauenden, brennenden Lappen flog in Sukos auffangbereite Hände!

Vor seinem Gesicht keuchten die Flammen, überwarfen seine angespannten Züge mit ihrem zuckenden Schein. Sofort schleuderte Suko die Flasche wieder fort.

Parallel zur Hauswand, wo sie kaum Schaden anrichten konnte.

Den Aufprall hören wir nicht, aber die Wirkung bekamen wir mit.

Eine dumpfe Explosion, der Feuerschein, der an der Hauswand hochfuhr und seinen zuckenden Widerschein noch durch das geöffnete Fenster in das Krankenzimmer hineinschleuderte.

Unwillkürlich gingen wir in Deckung, tauchten dabei weg, hörten einen Fluch, dann die peitschenden Geräusche. Jemand feuerte aus dem Baum in das geöffnete Fenster.

Die Geschosse jagten durch das Zimmer und hämmerten mit dumpfen Lauten in die dicke Tür, wo sie glücklicherweise steckenblieben. Suko und ich rollten uns herum. Synchron zogen wir dabei unsere Waffen, zielten gegen das offene Fenster und auch in den Baum hinein, wo das Astwerk krachte und zusammenbrach, ein Beweis dafür, daß der unbekannte Schütze und Werfer des Molotow-Cocktails sein Heil in der Flucht suchte.

Wieder war Suko früher am Fenster als ich. Er ging ein hohes Risiko ein, als er seine Bleistiftleuchte anschaltete und den Halogenlichtstrahl gegen den Baum schickte.

Er sah noch einen Schatten, der sprang, auf dem Rasen landete und in den Bereich des Feuers geriet. Sirenen Heulten plötzlich auf, Alarm war gegeben. Ich fuhr herum und wollte das Krankenzimmer verlassen, als mir etwas auffiel.

Dr. Köhler stand wie ein Denkmal neben dem Bett. Ich starrte ihn an. An meiner Stelle jagte Mitic aus dem Raum. Suko hielt noch am Fenster die Stellung, und ich schaute in das Gesicht des Arztes und sagte: »Das darf doch nicht wahr sein?«

»Doch, Mr. Sinclair, es ist wahr. Der Junge ist soeben gestorben. Ich habe nichts mehr machen können!«

Ich schloß sekundenlang die Augen und spürte den kalten Schauer auf meinem Kücken. »Woran?« fragte ich flüsternd. »Woran ist er gestorben, zum Teufel? An diesem verdammten Beinbruch bestimmt nicht – oder?«

»Nein, das nicht. Er ist, wenn ich so sagen darf, innerlich verbrannt. Er starb am Fieber.«

»Was?«

»Ja, er hatte eine zu hohe Körpertemperatur. Hat er nicht selbst von dieser unnatürlichen Hitze gesprochen?«

»Klar, das…«

»Daran ist er gestorben.«

Ich schaute in das Gesicht des jungen Mannes,, das hochrot war.

Der Arzt hatte ihm die Augen noch nicht geschlossen. Verdreht lagen sie in den Höhlen. Und dann sah ich, wie aus seinen beiden Nasenlöchern feine Streifen sickerten.

Dunkles Blut…

Er hatte, von seinem und dem Blut des Dekans gesprochen.

Beides war miteinander vermischt worden. Ein schlimmes Zeichen.

Er war zum Verräter geworden und hatte seine Quittung erhalten.

Himmel, wohin würde uns dieser Fall noch führen!

»In ihm muß der Teufel gesteckt haben«, sagte Dr. Köhler leise.

»Als Mensch war er einfach zu schwach, um dagegen ankommen zu können. Es tut mir leid.«

»Ja, da sagen Sie etwas. Aber hätten Sie nicht…?«

»Mr. Sinclair. Dieser junge Mann war ein Phänomen, wie ich Ihnen schon sagte…«

Jemand riß die Tür auf. Es war die Krankenschwester mit dem Bartschatten auf der Oberlippe. Sie rief dem Arzt etwas zu, der unwirsch antwortete und sie wieder fortschickte.

»Was war denn?«

»Die Leute reden von einem Terroranschlag irgendwelcher Separatisten.«

»Nein, das war es bestimmt nicht.« Ich drehte mich um und sah, daß Suko seinen Platz am Fenster verließ.

»Hast du ihn erkannt?« fragte ich.

»Ja, ich sah ihn auf dem Friedhof.«

»Richtig. Es war derjenige, der mich mit einem Stein hatte erschlagen wollen.«

Suko kannte mich gut und stellte mir die entsprechende Frage!

»Glaubst du, daß er so etwas wie ein Unterführer ist?«

»Kann sein.«

»Dann müßten wir ihn uns herauspicken.«

»Darauf kannst du Gift nehmen.«
Die Tür wurde aufgestoßen. Ein verschwitzter und heftig atmender Michael Mitic kehrte zurück. »Nichts«, meldete er und breitete die Arme aus. »Wie vom Erdboden ist er verschluckt.«
»Damit war zu rechnen.«
»Das sagen Sie, Mr. Sinclair. Womit sollen wir denn noch alles rechnen?« Er schaute Petar Jurkovic an und bekam Eis in die Augen.
Wir sagten nichts. Vom Gang her hörten wir laute Stimmen, im Krankenzimmer war es still.
»Ist… er tot?«
»Ja.«
Mitic atmete tief durch. Dabei erfaßte ihn wieder ein Schwindel.
Er ging mit wackligen Knien zum Besucherstuhl und ließ sich dort nieder. »Sie löschen alle Spuren«, sagte er leise. »Verdammt noch mal, sie löschen sämtliche Spuren. Wie konnte das passieren? Sie waren doch bei ihm, hier im Zimmer!«
»Er verbrannte innerlich«, erklärte Dr. Köhler, der sich angesprochen fühlte.
»Verbrennen?«
»Fieber.«
»Ach ja, aber so plötzlich?«
Dr. Köhler hob die Schultern. »Daran konnte auch ich nichts ändern. Dieser Mann hat zwar gelebt, aber unter völlig anderen Bedingungen, über die Sie eigentlich besser Bescheid wissen müßten.«
»Ein Verräter war er im Sinne der Finsteren. Und er hat seine Quittung bekommen.« Mitic hob die Schultern. »Ich kann es nicht fassen. Erst meine Tochter, dann meine Frau, jetzt er…«
»Sie vergessen den Jungen, der im Polizeipräsidium aus dem Fenster gesprungen ist.«
»Sicher, Sinclair, klar.« Mitic starrte ins Leere. »Ich frage mich nur, wer als nächster an der Reihe ist. Einer von uns?«
»Davon sollten wir ausgehen«, sagte Suko. »Bei uns haben sie es mit recht profanen Mitteln versucht. Denken Sie an den Molotow-Cocktail. Das war beileibe kein magischer Angriff.«
»Stimmt.«
»Nur sollten wir jetzt etwas unternehmen«, schlug ich vor und schaute noch einmal auf Jurkovic, der mir in den letzten Sekunden seines Lebens doch einen wichtigen Hinweis gegeben hatte. Den Tip mit dem indischen Reisebüro.
Ich bedankte mich bei Dr. Köhler für seine Hilfe, er winkte ab, und ich spürte plötzlich die starke Müdigkeit. Am liebsten hätte ich mich hingelegt, doch an Schlaf war nicht zu denken. Wir mußten den Jüngern der schwarzen Rose auf den Fersen bleiben.
»Soll ich Ihnen noch einen Kaffee geben?« fragte der Arzt.

»Das wäre gut.«

»Kommen Sie mit. Es ist keine Brühe aus dem Automaten. Eine unserer Schwestern brüht ihn frisch auf. Er ist wirklich gut, nach türkischem Rezept hergestellt.«

Wir verdrückten uns in das Schwesternzimmer, wo uns Dr. Köhler drei Tassen einschenkte. Der Kaffee war einfach die Hölle. Heiß und verdammt stark.

Fast hätte ich mir die Lippen verbrannt. Ich fing einen Blick des jugoslawischen Kollegen auf. »Ist was?«

»Ja, Mr. Sinclair. Die neue Spur…«

»Die neue Spur ist eine alte. Wir müssen uns dieses Reisebüro genauer anschauen.«

»Woher…?«

»Der Junge hat es mir in der letzten Minute seines Lebens gesagt. Es war *der* Tip für uns.«

»Dann fahre ich mit.«

»Gern, wir hätten zu lange suchen müssen. Kennen Sie das Reisebüro überhaupt?«

»Nein. Ich weiß eben nur, wie man dorthin fährt. Wie gesagt, es liegt in der Altstadt.«

Ich schüttete mir den Rest des starken und ungesüßten Kaffees in den Rachen. »Dann wollen wir mal!«

»Und was ist mit dem Toten?« fragte der Arzt. »Soll er noch von Ihnen untersucht werden?«

Mitic schüttelte den Kopf. »Nein, Dr. Köhler, übernehmen Sie das bitte.«

»Gut.«

Wir gaben ihm zum Abschied die Hand. »Stoppen Sie die Brut«, sagte er noch. »Wenn Sie sich selbst und uns allen einen Gefallen tun wollen.«

»Wir werden unser Bestes tun!«

Dr. Köhler schaute uns durch die Glasscheibe der Eingangstür nach. Er sah drei Männer, die nicht gerade vor Optimismus überflossen. Bisher war alles danebengegangen. Pech für uns auf der ganzen Linie. Wir alle hofften, daß die Strähne noch in dieser Nacht ein Ende haben würde…

***

Die Altstadt von Zagreb schluckte uns. Durch sie floß der Fluß Sava.

Einmal waren wir über eine alte Brücke gefahren, hinein in die Stille der engen Straßen und der alten Häuser, die hier dicht an dicht standen. Wir rollten über holpriges Pflaster, vorbei an kleinen Geschäften, über Plätze und passierten verkehrswidrig geparkte Wagen, die oft noch auf den schmalen Gehsteigen standen.

Nur hin und wieder strichen die Kegel der Scheinwerfer über Menschen hinweg, die um diese Zeit nicht mehr fröhlich aussahen, sondern nur noch müde.

Selbstverständlich hielten wir die Augen offen, weil wir unbedingt nach den Finsteren Ausschau halten wollten, aber von den Dienern der schwarzen Rose bekamen wir keinen zu Gesicht. Wenn sie sich tatsächlich auf dem Weg zu ihrem Treffpunkt befanden, stellten sie es sehr geschickt an und benutzten Schleichpfade.

Wir gerieten in ein Geschäftsviertel. Es gab keine großen Läden.

Dieses Gebiet nahe des Flusses besaß schon ein basarähnliches Flair.

Die Läden waren schmal, dafür aber tief. Wie Tunnel stachen sie in die engen Häuser hinein.

Der Kaffee hatte mir gutgetan. Ich hockte auf dem Beifahrersitz, rauchte eine Zigarette und hatte die Scheibe nach unten gedreht, damit der Rauch abfließen konnte.

Meine Gedanken drehten sich natürlich um die Finsteren. Schon öfter hatten wir es mit Gruppen zu tun gehabt, die einem Guru oder guruähnlichen Typen nachliefen und sich von ihm beeinflussen ließen. Sie alle kannten nur ein Ziel: die Verwirklichung ihrer Welten, die der Guru ihnen einpflanzte. Bei den Finsteren hatten wir es mit einer besonders schlimmen Abart zu tun. Junge Erwachsene, die sich aus den Banden des Elternhauses befreit hatten, um endlich frei zu werden. Dabei ahnten sie nicht, in welch ein teuflisches Machwerk sie noch gelangten. Und das war schlimm. Durch die Blutsbrüderschaft und die indische Ramis-Dämonologie – für mich war es keine Philosophie – gerieten sie in eine nahezu teuflische Abhängigkeit, aus der sie sich allein nicht mehr befreien konnten.

Wenn wir etwas erreichen wollten, mußten wir an den Grundfesten dieser Irrlehre rütteln.

Das aber würde verflixt schwer sein, denn mit Worten ließen sich die Darkers oder die Finsteren nicht überzeugen. Einer hatte geredet und seine Worte mit dem Leben bezahlt.

Der Dekan war sehr mächtig. Er besaß die geistige Kraft, selbst Grabsteine zum Wanken zu bringen. Das Chaos auf dem Friedhof war das beste Beispiel. Diese Demonstrationen mußten sein, um die Mitläufer noch stärker an ihn zu binden.

Ich drückte die Zigarette aus und warf Mitic einen schiefen Blick zu. Er saß konzentriert am Steuer, seine Lippen jedoch bewegten sich, ohne daß ich ein Wort verstand. Er sprach mehr zu sich selbst.

»Was haben Sie?« fragte ich.

Er lächelte schmerzlich. »Ich denke an meine Familie. Man hat mir Frau und Tochter genommen. Ich frage Sie, Sinclair, hat es da noch einen Sinn, weiterzuleben?«

Ich räusperte mich, um Zeit für die Antwort zu gewinnen.

»Wissen Sie, ich bin kein Geistlicher, auch kein Psychologe. Ich kann Ihnen nur sagen, daß es Dinge gibt, die einen Menschen auf die Probe stellen. Daß er sie überwindet, das macht meines Erachtens erst den Menschen aus. Das ist eben das Wunderbare an ihm…«

»Sie sind gläubig, nicht?«

»Ja.«

»Ich nicht.«

»Das ist Ihre persönliche Angelegenheit.«

»Sicher.« Er atmete tief durch. »Vielleicht sollte ich es wieder versuchen. Ich muß einfach eine Insel finden, die mir wieder Kraft und Mut gibt, das Leben weiterzuführen. Im Augenblick stehe ich noch unter Streß. Sollten wir den Fall tatsächlich lösen und sollte ich ihn überleben, wird eine Zeit kommen, wo ich die Gelegenheit habe, nachzudenken. Dann wird es schlimm.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Bis dahin möchte ich einen Quell gefunden haben, aus dem ich Kraft schöpfen kann.«

Ich enthielt mich einer Antwort und schaute aus dem Fenster. Wir rollten schon eine Weile am Ufer des Flusses entlang. Er sah in der Finsternis aus wie eine schwarze Schlange, die ihren breiten Körper durch die Altstadt von Zagreb schob.

Ich sah Schiffe am Ufer vertäut. Auf einigen brannten schwache Positionsleuchten. Ihr Schein erreichte auch die schwarze Wasserfläche und zerfaserte durch zu einem gelbweißen Schleier.

»In die nächste Straße müssen wir«, erklärte Michael Mitic, »dann sind wir am Ziel.«

Er ging bereits mit der Geschwindigkeit herunter. Ein Eckhaus erschien an der Einmündung. Es war neu gebaut worden und sah häßlich aus, weil es einfach nicht zu den übrigen Häusern paßte.

Viel zu hoch und auch zu grau. Mitic lenkte den Wagen in die schmale Straße. Das Pflaster war an einigen Stellen aufgerissen. Eine Warnanlage kennzeichnete die Baustelle. Wir umrundeten sie. Mitic schaltete das Fernlicht ein. Wir entdeckten zwei parkende Autos, aber einen Menschen sahen wir nicht. Ich schaute auf die Uhr.

Drei Stunden nach Mitternacht schon.

Bald würden die ersten wieder aufstehen, um sich auf den Weg zur Arbeit zu machen. Dieses Gebiet der Altstadt aber lag in einem tiefen Schlummer.

Nur hinter wenigen Fenstern brannte Licht. Auf der anderen Seite, unter einem schrägen Dachgiebel, waren zwei Fenster erleuchtet.

Direkt vor dem Reisebüro fanden wir einen Parkplatz. Der Motor lief mit einem leisen Stottern aus. Mitic nickte mir zu und schaute an mir vorbei. »Da ist es.«

Wir stiegen aus.

Suko und ich standen als erste vor dem schmalen Schaufenster.

Links neben dem Reisebüro befand sich ein Lokal. Mehr ein Stehimbiß, rechts davon nur ein Wohnhaus.

Ich brachte mein Gesicht dicht vor die Schaufensterscheibe und sah mir die Auslagen an.

Es war nichts Verdächtiges festzustellen. Sosehr ich mich auch bemühte, einen Hinweis auf die Finsteren fand ich nicht. Die Auslagen waren völlig normal.

Plakate, die für Indien warben. Sie zeigten schöne Menschen, die vor prächtigen Palästen saßen und dem Betrachter entgegenlächelten. Für Indien wurde perfekt geworben.

Der Eingang befand sich neben dem Schaufenster. Mitic hielt sich dort auf. Er hatte bereits die Klinke der Tür probiert und sagte: »Wir müssen sie aufbrechen.«

»Lassen Sie mich mal«, bat Suko und drückte den Kollegen zur Seite.

Der Inspektor hatte bereits sein »Besteck« hervorgeholt. Im Licht seiner Bleistiftleuchte besah er sich das Schloß.

»Und?« fragte ich.

»Kein Problem, das schaffen wir leicht.«

Wir ließen Suko in Ruhe. Er werkelte nicht lange am Schloß herum. Sehr bald schon hatte er es offen. Wir hörten ein leises Schnacken, und Suko drückte die Tür nach innen. Er betrat auch als erster den Laden. Beobachtet hatte uns niemand, auch von unseren Feinden sahen wir nicht einen Absatz.

Ich drückte die Tür wieder zu.

Der Laden war eng. Es roch muffig. Geteilt wurde er durch eine Theke, die so breit war, daß auf ihr die gestapelten Prospekte Platz fanden. Hinter der Theke sahen wir zwei Schreibtische, Schreibmaschinen ebenfalls und einen kleinen Computer. In den Regalen lagerte ebenfalls noch Material.

»Sieht harmlos aus«, bemerkte Suko.

Ich leuchtete den Boden ab, um nach Spuren zu suchen. Wenn viele Menschen so einen Laden betraten, dann mußten sie einfach Spuren hinterlassen. Hier war nichts zu sehen.

Mitic hatte einen Durchgang in den Hinterraum entdeckt. Er war durch einen Vorhang geschlossen. Als er ihn zur Seite schob, klingelten die Ringe über die Stange hinweg. Er ließ ihn halboffen und schaltete im Hinterraum das Licht ein.

»Was ist denn da?« rief ich.

»Ein Lager.«

Drei Sekunden später sah ich es selbst. Neben Mitic war ich stehengeblieben und schaute mich um.

Auch hier wies nichts auf die Existenz der Finstern hin. Alles war normal.

Wir suchten das Lager ab, denn auch Suko hatte es betreten.

Verschlossene Kartons standen übereinander. Alte Prospekte und Plakate hatte man in einen großen Karton hineingestopft, der fast eine gesamte Wandbreite einnahm.

An der linken Wand sahen wir noch ein Regal. Dort hatten völlig normale Putzmittel ihren Platz gefunden. Zeug, mit dem man den Boden reinigen konnte oder auch Fenster blank bekam.

Mitic schaute mich an. Er hatte seine Stirn in Falten gelegt und hob die Schultern. »Sieht nicht gut aus – oder?«

»Da sagen Sie was.«

»Ich habe das Gefühl, daß wir einer falschen Spur aufgesessen sind. Ich glaube einfach nicht, daß sich hier so etwas wie die Zentrale dieser verfluchten Bande befindet.«

Irgendwo mußte ich dem Kollegen recht geben. Dennoch blieb bei mir ein Rest von Mißtrauen zurück. »Weshalb hat Ihre Tochter dann das Plakat aufbewahrt?«

»Zufall.«

»Tatsächlich?«

»Klar.«

»Was meinst du, Suko?«

Mein Freund schaute auf die Lampe, die in verschiedene Richtungen leuchtete. »Ich kann es dir nicht sagen, John, aber ich habe das Gefühl, daß wir trotzdem richtig sind.«

Michael Mitic lachte. »Richtig? Wo denn, zum Henker? Wo sind wir hier richtig?«

»Wir sollten den Raum genauer durchsuchen«, schlug Suko vor.

»Das bringt doch nichts.«

»Sagen Sie das nicht«, stand ich meinem Freund bei. »Es gibt gewisse Erfahrungswerte, über die wir verfügen. Oft stellen sich harmlose Dinge als die heiße Spur heraus.«

»Ich kann hier nichts Heißes sehen.«

»Sagen Sie mal, Kollege, wir befinden uns doch hier in der Altstadt von Zagreb.«

»Natürlich.«

»Existiert eigentlich ein Plan?«

»Meinen Sie einen Stadtplan?«

»Der ist mir zu ungenau. Ich denke da an Pläne des Katasteramtes. Man brauchte sie doch. Es geht um…«

»Ach so, ja.« Er ließ mich nicht zu Ende sprechen. »Das ist bei uns schwer. Dieses Gebiet ist ungemein verschachtelt. Da gehen die Häuser ineinander über. Soviel ich weiß, existieren Verbindungsgänge, vielleicht sogar geheime Stollen. Das alles soll noch aus der Zeit der Türkenbesetzung stammen.«

»Das ist gut«, sagte Suko.

»Was?« Mitic begriff nicht.
»Geheime Stollen und Gänge. So etwas paßt zu den Finsteren. Wo diese Dinge existieren, da gibt es auch sicherlich geheime Treffpunkte, Höhlen, Stollen, was weiß ich…«
»Die sind sicherlich vorhanden, nur fragen Sie mich nicht, wie man dort hineinkommt. Wir müßten uns schon an die Stadtverwaltung wenden. Dort kann man uns bestimmt weiterhelfen.«
»Das will ich nicht«, sagte Suko und zog ein ärgerliches Gesicht.
Ich wunderte mich über meinen Freund. So kannte ich den Inspektor nicht. Er war selbst in brenzligen Lagen die Ruhe selbst. In diesem kleinen Lagerraum erschien er mir äußerst nervös zu sein.
»Hast du was?« fragte ich ihn.
»Ja, John. Ich habe das Gefühl, dicht vor der Lösung zu stehen und sie doch nicht fassen zu können. Irgendwie komme ich mir hier an der Nase herumgeführt vor.«
»Und wieso?«
»Laß mich mal.«
Suko entfaltete eine gewisse Hektik. Er suchte und klopfte die Wände ab. Ich kannte den Grund. Höchstwahrscheinlich suchte er nach einer Geheimtür, nach einem verborgenen Eingang in irgendeinen Tunnel oder Stollen, der uns zum Treffpunkt der Finsteren führte.
Bei seiner Tasterei schüttelte er den Kopf. Allmählich schien er einzusehen, daß er sich getäuscht hatte. Es blieb nur noch der hohe, oben offene und mit Papier vollgestopfte Karton. Suko wollte ihn zur Seite schieben, nur schaffte er es nicht.
Ein zweiter Versuch mißlang ebenfalls. »Verflixt, so schwer kann der doch nicht sein.«
Ich trat zu ihm. Auch mit vereinten Kräften schafften wir es nicht.
Man schien den Karton auf dem Boden festgeklammert zu haben.
»Moment mal«, sagte mein Freund und stemmte sich am Rand hoch, der einknickte, als Sukos Gewicht die starke Pappe tiefer drückte.
Suko flankte darüber hinweg und lachte plötzlich, als er sich bückte und von uns nicht mehr gesehen werden konnte.
»Was ist denn?« rief ich ihm zu.
»Kommt mal her. Ich habe des Rätsels Lösung. Raffiniert gemacht, aber nicht raffiniert genug.«
Auch wir stiegen in den Karton. Mitic, der kleiner war, hatte damit seine Schwierigkeiten.
Suko hatte das Papier zur Seite geschoben. Es war nicht viel, es hatte nur als Tarnung für die viereckige Luke gedient, die noch verschlossen war. Zwei sich gegenüberliegende Riegel sicherten sie ab. Wir sahen auch, weshalb sich der Karton nicht bewegen ließ. Er war einfach auf dem Boden festgenagelt worden.
»Das ist die Lösung«, sagte ich.

Mitic wischte mit dem Handrücken über seine Stirn und schüttelte den Kopf. »Daß ich so etwas erlebe, kann ich kaum glauben. Das ist ja verrückt.«

»Nein!« widersprach ich. »Raffiniert.«

»Und wir haben keine Spuren entdeckt. Zudem sind die Riegel geschlossen. Wie kamen die Finsteren dort hinunter?«

Ich winkte ab. »Sicherlich verlassen sie sich nicht nur auf diesen Einstieg. Ich gehe davon aus, nachdem Sie uns die Altstadt als Wirrwarr beschrieben haben, daß noch ein weiterer Eingang existiert,, und zwar von draußen.«

»Wir aber nehmen den!« entschied Suko. Er hatte sich bereits gebückt und machte sich an dem ersten Riegel zu schaffen. Der ließ sich mit Leichtigkeit zurückschieben, weil er entsprechend eingefettet worden war. Als er den zweiten Riegel löste, verlor die Luke ihre Spannung und sprang so weit hoch, daß wir mit der Hand bequem unter den Rand fassen und sie anheben sowie senkrecht stellen konnten. Wir ließen sie aber umklappen, und ich leuchtete als erster in die Tiefe.

Was uns entgegendrang, war ein feuchter, modriger Geruch. Kein regelrechter Grabgestank, aber so roch es auch in den Kanalisationen der Städte.

»So stinkt im Sommer der Fluß«, meinte unser Kollege.

»Rechnen Sie damit, daß wir uns unter dem Flußbett wiederfinden werden?«

»Kann sein.«

Suko kniete am Rand und ließ den Lampenstrahl kreisförmig wandern. »Und eine Leiter haben wir auch«, sagte er. »Das scheint mir wie für uns gemacht zu sein.«

»Dann mal los.«

Suko machte den Anfang. Er drehte sich, tastete mit dem rechten Bein in die Tiefe und bekam Halt, wie er meldete. »Okay, es klappt, die Sprossen sind stabil, die halten unser Gewicht aus.«

Als Suko verschwunden war, stieß ich Mitic an. »Jetzt Sie.«

Der Kollege nickte. Er war blaß geworden, schluckte einige Male und hatte die Hände zu Fäusten geballt. »Ja, ich werde es versuchen.«

»Fürchten Sie sich?«

»Kaum. Wer seine Familie verloren hat…«, er winkte ab. »Na ja, Sie wissen schon.« Auch er stieg in die Tiefe, und ich dachte über ihn nach.

Mitic konnte zu einem Risiko für uns werden, weil er einfach zu emotional reagierte. In diesem Fall aber mußten wir einen klaren Kopf behalten, sonst ging alles schief. Die Finsteren sollten uns nicht bei irgendeiner Schwäche erwischen.

Bevor ich mich auf den Weg in die Tiefe machte, lief ich zum Schalter an der Tür und löschte das Licht.

Jetzt strahlte nur mehr die Leuchtkraft einer Bleistiftlampe aus der Tiefe. Auch ich schaltete meine ein und kletterte nach unten. »Wie geht es?« rief ich, als mein Fuß auf der ersten Sprosse Halt fand.

»Wunderbar«, drang Sukos hallende Stimme zurück. »Bis jetzt keine Schwierigkeiten.«

»Bist du schon unten?«

»Noch zwei Sprossen.«

Das war eine Sache von Sekunden. Ich hörte Sukos Kommentar.

»Geschafft, es ist alles in Ordnung.«

Ich dachte daran, daß Suko schon einmal in die Unterwelt geklettert war, um den Dekan zu verfolgen. Da war er ihm entwischt.

Ich setzte darauf, daß wir diesmal mehr Glück hatten.

Auch Kollege Mitic kam gut voran und hielt sich tapfer. Ich hörte, wie er zu Boden sprang.

Wenig später war ich an der Reihe. Suko und Mitic warteten bereits auf mich. Meine Füße versanken im feuchten Untergrund. Eine Mischung aus Schlamm und Dreck.

Mitic verzog die Lippen. »Ich weiß nicht, ob wir uns schon unterhalb des Flußniveaus befinden, glaube es aber nicht.«

Ich winkte ab. »Was spielt das für eine Rolle? Wichtig ist, daß wir die Finsteren finden.«

Mitic lachte. »Und wo?«

»Keine Sorge«, meldete sich Suko zu Wort. »Wir werden einen kleinen Spaziergang machen. Ich bin sicher, daß wir irgendwann Spuren der Bande finden.«

Wir standen in einem Gang, nein, es war mehr ein breites Gewölbe. Es wurde auch von keinem Abwasserkanal geteilt, wir konnten trockenen Fußes weitergehen.

Ich leuchtete die Wände und auch die Decke ab. Überall blinkte die Feuchtigkeit auf dem Gestein. An zahlreichen Stellen hatte sie sich verdichtet und war zu schweren Tropfen geworden, die in die Tiefe fielen. Sie landeten mit klatschenden Geräuschen auf dem Boden.

Diesen breiten Gang mußten Menschen vor langer Zeit in das Felsgestein hineingeschlagen haben. Das war bestimmt eine saumäßig schwere Arbeit gewesen, er kam mir vor wie ein Fluchttunnel, und Mitic sprach auch wieder von den Zeiten der Türkenbesetzung.

Den Kopf brauchten wir nie einzuziehen. Wir gingen durch den feuchten Schlamm und erreichten schließlich eine unterirdische Kreuzung, wo aus zwei anderen Richtungen Stollen zusammentrafen.

Suko blieb stehen. Er leuchtete den Boden ab, in den linken Stollen hinein und gab einen leisen Pfiff von sich.

»Was hast du?«

»Schau mal zu Boden.«

Ich folgte dem Kegel der Lampe und bekam ebenfalls große Augen.

Auf dem weichen Boden zeichneten sich sehr deutlich Schuhabdrücke ab. An einigen Stellen waren sie sogar tief eingetreten und an den Rändern noch nicht zusammengefallen.

»Hier sind die Hundesöhne hergeschlichen!« flüsterte Mitic und schaute mich an. »Verdammt, Sinclair, das ist die Chance. Wir werden sie kriegen.«

Ich sah seine Wut und sprach mit beschwörender Stimme dagegen. »Beruhigen Sie sich bitte. Noch ist nicht sicher, daß sie sich auch hier unten befinden.«

»Wir müssen sie…«

»Okay!«

Während ich mich mit Mitic unterhalten hatte, war Suko in den schmaleren Gang eingedrungen. Mit Hilfe seiner Lampe verfolgte er die Spuren tiefer in den Stollen hinein. Wir hielten, hinter uns war Suko. Die Luft verschlechterte sich. Sie schmeckte nach fauligem Wasser, und mit jedem Atemzug bekam ich einen schlechteren Geschmack im Mund.

Die Spuren blieben. Sie endeten dort, wo auch Suko stehenblieb.

Genau vor einer Rundbogentür.

Die Tür bestand aus Holzbohlen. Wir sahen ein schwarzes Schloß und eine ebenso schwarze Klinke. Auf dem Metall hatte sich ebenfalls Feuchtigkeit abgesetzt.

»Das ist es!« wisperte Mitic. »Ich spüre es.« Wieder wischte er Schweiß von seiner Stirn.

»Verschlossen oder nicht?« fragte ich Suko.

»Versuchen wir es.«

Wir wechselten die Lampen nach links. Mit rechts zogen wir die Berettas.

Auch Mitic hatte seine Dienstwaffe hervorgeholt. Das Gesicht des Mannes zeigte einen harten, sehr entschlossenen Ausdruck. Er sah aus wie jemand, der es unbedingt wissen will.

Noch einmal redete ich ihm ins Gewissen. »Bitte, Mr. Mitic, reißen Sie sich zusammen. Gehen Sie keinen unüberlegten Schritt. Denken Sie daran, daß die anderen in der Überzahl sind.«

»Darauf können Sie sich verlassen!«

So sicher war ich mir nicht, enthielt mich jedoch eines Kommentars, weil ich ihn nicht noch mehr verunsichern wollte.

Mein Nicken galt Suko.

Er drückte mit dem Ellbogen die schwere Klinke nach unten, preßte gleichzeitig sein Knie gegen die Tür und wunderte sich, ebenso wie wir, daß die Tür so leicht aufschwang.

Sie blieb halboffen stehen. Das reichte aus, um in das darunterliegende Gewölbe sehen zu können.

Unsere Augen weiteten sich.

Mit allem hätten wir gerechnet, nur nicht mit dem, was wir zu sehen bekamen.

Eines jedoch stand fest.

Wir hatten das Zentrum der Finsteren gefunden!

***

Erst Sekunden später, als wir unsere Überraschung verdaut hatten, atmeten wir aus.

Wir traten mit vorsichtigen Schritten über die Schwelle und sahen vor uns ein großes Gewölbe, das nicht leer war, sondern vom Schein pechschwarzer Kerzen erhellt wurde.

Sie standen überall verteilt. Einige von ihnen auf dem Boden, die anderen in Nischen und Spalten an den Wänden, die nicht glatt waren, sondern durch gewölbehafte Einbuchtungen unterbrochen wurden, die uns vorkamen wie die Eingänge zu Höhlen.

Innerhalb des unterirdischen Tempels herrschte eine nahezu bedrückende Stille, die auch an unseren Nerven zerrte, denn damit hatten wir nicht gerechnet.

Ich schloß die Tür und ging wieder zu meinen beiden Begleitern.

Auch Suko schüttelte den Kopf, denn er hatte, ebenso wie Mitic und ich, noch etwas gesehen.

Nicht nur die Kerzen befanden sich in dem Gewölbe. Hinter jeder von ihnen entdeckten wir ein in einem Rahmen steckendes Foto, gegen das der flackernde Widerschein des Kerzenlichts wehte und das Motiv dort ständig verzerrte. Kerzen und Fotos waren in einem großen Halbkreis aufgestellt. Suko deutete nach rechts. »Ich werde mich dort umschauen.«

»Okay.« Ich wußte, was mein Freund gemeint hatte und schlug die andere Richtung ein.

Die Beretta steckte ich weg, sie hinderte mich nur. Von der Tür her hatten wir trotz der Kerzenbeleuchtung nicht genau erkennen können, welche Motive die Fotos zeigten. Erst beim Näherkommen fiel die Blendung weg, und ich erkannte das erste Motiv.

Es war ein junger Mann. Er trug schwarze Kleidung, sein Gesicht sah zwar heller aus, dennoch zeigte es die grauen Schatten auf den Wangen. Ich erinnerte mich, diesen jungen Mann auf dem Friedhof gesehen zu haben, und schritt weiter zum nächsten Bild.

Auch dort sah ich einen Bekannten oder eine Bekannte. Die junge Frau gehörte ebenfalls zu den Finsteren. Auf dem Foto zeigte sie ein kaltes Lächeln.

Dann ging ich zum dritten Bild – und erschrak.

Der Rahmen war zwar leer und trotzdem nicht leer. Er mußte sicherlich mal ein Foto beinhaltet haben, jetzt allerdings existierten nur mehr Rest davon.

Verbrannte Reste, die an den Innenseiten des Rahmens festklemmten wie verkohlte Fetzen.

Weshalb war das Bild verbrannt worden? Ich nahm den Rahmen an mich und entdeckte ein Stück Foto, das noch nicht verkohlt war.

Mit spitzen Fingern zog ich es aus der Rahmenklemme.

Suko befand sich noch an der anderen Seite und suchte weiter, aber Mitic kam zu mir.

»Verstehen Sie das?« hauchte er. »Das ist eine Welt für sich. Eine geisterhaft…« Er verstummte, weil er das verkohlte Rahmeninnere gesehen hatte.

»Was haben Sie da?«

»Hier ist eine Aufnahme verbrannt, aber ich habe noch einen Rest davon retten können. Hier, schauen Sie mal!« Ich reichte ihm den Schnipsel, den er gegen das Kerzenlicht hielt, um etwas erkennen zu können. Sehr genau schaute Mitic hin, dann zuckte er plötzlich zusammen. »Mein Gott, Sinclair, wissen Sie, was das ist?«

»Ja, aber…«

Er faßte mich mit der freien Hand hart an. »Das ist der Rest einer Aufnahme, die meine Tochter zeigte. Begreifen Sie das? Meine Tochter war auf dem Bild, meine Tochter!«

Ich nickte, denn ich hatte verstanden. Die Fotos, die wir hier in den Rahmen sahen, gehörten zu den Personen, die noch lebten. Die Aufnahmen der Toten waren verbrannt, aus welchem Grund auch immer.

Mitic hatte den Mund verzogen. Er sah aus, als würden ihm gleich die Tränen kommen. »Maria!« flüsterte er. »Maria, gütiger Himmel.« Er starrte uns an. »Jetzt ist sie zweimal gestorben, ich spüre es. Ja sie ist zweimal tot! Ich…«

Er war verzweifelt. Ich machte mir Vorwürfe, ihn überhaupt eingeweiht zu haben.

Suko kam auf uns zu. »Die Diener der schwarzen Rose«, sagte er leise. »Hier sind sie verewigt worden.«

»Hast du auch verbrannte Fotos gesehen?«

»Ja, eine Aufnahme.«

»Es sind die Toten.«

»Wie meine Tochter«, flüsterte Mitic.

»Stimmt das, John?«

Ich nickte Suko zu. Die Zentrale der Bande hatten wir gefunden.

Nur die Mitglieder selbst waren nicht zu sehen. Sie mußten sich irgendwo verbergen, falls sie überhaupt anwesend waren und sich nicht in oberirdischen Verstecken aufhielten.

»Jetzt ist guter Rat teuer«, sagte Suko. »Frage: Habt ihr eine Idee, wie es weitergehen könnte?«

»Wir warten.«

Suko schüttelte den Kopf. »John, du wirst es nicht glauben, so schlau bin ich auch. Nur bedeutet langes Warten Passivität. Dazu bin ich nicht bereit.«

Das war wohl keiner von uns, aber was wollten wir machen? Unsere Feinde ließen sich nicht blicken.

Michael Mitic bewegte sich mit unruhigen Schritten hin und her.

Manchmal schaute er gegen die Decke, wo ein Teil der Kerzen helle Kreise hinterließ.

Auch von dort bekam er keine Antwort. Die allerdings erreichte uns von einer anderen Seite.

Plötzlich hörten wir den Gesang!

Es waren dumpfe, unheimlich klingende Laute, die aus versteckten Höhlen durch das Gewölbe wehten und unsere Ohren erreichten. Ein schwerer Singsang, erfüllt von einer gewissen Tragik und angereichert mit Todessehnsucht.

Es war eine unheimliche Melodie, die bei Mitic nicht ohne Folgen blieb, denn wir sahen auf seinem Gesicht die dicke Gänsehaut. Er starrte Suko und mich an.

»Sie sind da, nicht?«

»Es sieht ganz so aus!«

»Und wo?«

Die Antwort konnte ich mir sparen. Die Diener der schwarzen Rose mußten uns längst beobachtet haben, weil sie sich selbst in den Höhleneingängen an der Seite versteckt gehalten hatten.

Jetzt verließen sie ihre Verstecke.

Sie kamen sehr langsam, bewegten sich mit gemessenen und gewichtigen Schritten voran, erreichten den Bereich des Kerzenscheins, der sie umschmeichelte und auf ihre dunkle Kleidung ein Muster aus Licht und Schatten warf.

Wir hielten den Atem an. Jeder von uns bekam plötzlich das Gefühl, diese Prozession auf keinen Fall stören zu dürfen. Mit sehr sicheren und gemessenen Schritten verteilten sie sich in der Höhle.

Was wie eine Unordnung aussah, besaß dennoch ein gewisses System, denn die Finsteren blieben vor ihren Fotos stehen und warteten ab.

Wir standen ihnen gegenüber.

Ich versuchte, die Distanz zu schätzen, die uns trennte. Das waren vielleicht fünf Schritte, mehr nicht.

Ich zählte auch nicht nach, die Finsteren waren sowieso in der Überzahl. Mich wunderte nur, daß sie uns völlig ignorierten. Auf dem alten Friedhof hatten sie uns angegriffen, hier aber blieben sie stehen und starrten uns an oder einfach an uns vorbei.

Das war schon seltsam…

Mitic atmete heftig. »Sinclair!« zischte er, »wenn ich jetzt wüßte, wer

meine Frau getötet hat, dann würde ich…«

»Gar nichts würden Sie, Mitic. Bleiben Sie ruhig. Tun Sie sich selbst den Gefallen.«

»Ja, ja…«

Ich glaubte ihm nicht, aber ich dachte auch nicht weiter darüber nach, da ich mich mit anderen Problemen beschäftigte. Irgendwie wurde ich den Eindruck nicht los, daß die Finsteren zwar aus eigenem Antrieb handelten, aber trotzdem unter einer gewissen Kontrolle standen, obwohl ich ihren Anführer nicht entdeckte.

Hielt der Dekan Diavolo sich bewußt zurück, oder war er gar nicht erschienen?

Die Darkers hatten die gleiche Haltung eingenommen. Sie standen unbeweglich, die Hände lagen flach an den Außenseiten der Oberschenkel. In ihren Gesichtern rührte sich nichts. Sie hatten sich vollkommen in der Gewalt, und ich mußte zugeben, daß ich diese Art irgendwie bewunderte. In ihren Haltungen erinnerten sie mich an eine Gruppe, die ich mal im TV gesehen hatte.

Sie nannten sich »Living Dolls«, die lebenden Puppen und waren tatsächlich in der Lage, sich zu verhalten wie Schaufensterpuppen.

Man konnte sie an- und ausziehen, ohne daß sie auch nur einen Muskel in ihrem Gesicht bewegten.

Mein Blick richtete sich auf ihre Gesichter und dort besonders in die Augen.

Waren die Pupillen des Dekans lehmgelb gewesen, so war das bei seinen Dienern anders. Ihre Pupillen wirkten wie kleine, dunkle Teiche, über die hin und wieder der Lichtreflex einer Kerzenflamme zuckte.

Was hatten sie vor? Auf wen warteten sie?

Mitic wurde immer unruhiger. »Wir sollten hingehen und ihnen Fragen stellen!«

»Nein!«

»Sinclair, ich…«

»Bitte!«

»Schon gut, schon gut!«

Ich hatte nicht auf die Uhr gesehen, ging jedoch davon aus, daß seit dem Erscheinen der Darkers ungefähr zwei Minuten vergangen waren. Eine Zeitspanne, in der sich tatsächlich nichts weiter ereignet hatte. Das wiederum änderte sich.

Innerhalb des größten, halbrunden Höhleneingangs in der Wand entstand eine Bewegung. Der Eingang bildete ein tiefschwarzes Loch, aber dort bewegte sich eine schattenhafte Gestalt. Wir alle rechneten damit, daß der Dekan Diavolo erscheinen würde, und wir drei irrten uns gewaltig. Nicht er erschien, sondern eine hochgewachsene, ganz in Schwarz gekleidete Gestalt, die ich auch vom Friedhof her kannte.

Ich hatte in ihr so etwas wie den Vertreter des Dekans vermutet und schien damit richtig zu liegen.

Er löste sich aus dem Dunkel des Höhleneingangs, bis er in das Licht zweier Kerzen geriet, die ihn von beiden Seiten anleuchteten, so daß wir mehr von ihm sehen konnten.

Das Alter dieses jungen Mannes war schlecht zu schätzen, er stach trotz der fast uniformen Kleidung von den anderen ab. Möglicherweise war es die Größe, bestimmt aber die Haare, die er gegelt hatte.

In langen, schwarzen Zöpfen wuchsen sie zu beiden Seiten des Gesichts den Schultern entgegen.

Das Gesicht zeichnete sich durch die hochstehenden Wangenknochen aus. Zudem besaßen die Augen im Ansatz eine Mongolenfalte. Sie standen leicht schräg, so daß der Mann im Gesicht einen asiatischen Touch bekam.

Breite Schultern, schmale Hüften. Eigentlich besaß er eine ideale Figur. Er hatte die Arme angewinkelt. Auf den Händen trug er einen Gegenstand, der für die Finsteren von großer Bedeutung war.

Den schwarzen Schwan!

Dann begann er zu sprechen. Er tat uns dabei den Gefallen, die Worte in Englisch zu sagen. »Ich bin Goran und heiße euch in unserem Refugium willkommen…«

»Den kenne ich!« flüsterte Mitic. »Verdammt, den kenne ich!«

»Woher?«

»Nicht persönlich, aber Maria hat von ihm gesprochen. Wenn mich nicht alles täuscht, ist er der Assistent dieses verfluchten Dekans. Ja, das ist er!«

Kein Professor oder Lehrmeister ohne seinen Assistenten.

Weshalb sollte es bei Dibbuk anders gewesen sein?

Goran war mit seiner Begrüßung noch nicht fertig. Er fügte noch einige inhaltsschwere Worte hinzu. »Und ich bin gekommen, um euch hier sterben zu sehen. Wir werden das vollenden, was wir auf dem Friedhof nicht geschafft haben…«

***

Seine Worte verhallten. Wir hatten sie vernommen. Suko warf mir einen Blick zu, der nichts anderes besagte, als daß er mit einer ähnlichen Ansprache gerechnet hatte.

So etwas war uns schon oft versprochen worden. Bisher hatten wir es immer geschafft, die Vorsätze zu vereiteln. Wir ließen uns auch nicht provozieren und blieben ruhig stehen.

Bis auf Mitic!

Er war innerlich aufgewühlt, der Tod seiner beiden Familienangehörigen hatte ihn nervlich fertiggemacht. »Du willst uns töten?« schrie er. »Hast du schon getötet?«

»Ja.«

»Dann bist du es wohl gewesen, der meine Frau erstochen hat?«

»Gar nicht so falsch!«

Das war genau die Antwort, auf die Mitic gewartet hatte, die wir aber nicht erwartet hatten.

Ich hörte, wie unser Kollege Luft holte. Sein Gesicht veränderte sich dabei. Der Mund stand weit offen, die Augen sahen so aus, als wollten sie ihm aus den Höhlen quellen. Es fiel ihm schwer, den Arm anzuheben und ihn auszustrecken.

»Du!« keuchte er. »Du hast tatsächlich meine Frau getötet, du miese, dreckige Ratte?«

Goran lachte nur kalt. Eine Reaktion, die Mitic noch mehr in Rage brachte.

Ich hafte ihn gewarnt, doch diese Warnungen überhörte er einfach. Ihn hielt nichts mehr auf seinem Platz. Bevor ich es verhindern konnte, spurtete er los, um sich auf Goran zu stürzen, der keine Reaktion zeigte und ihn seelenruhig erwartete.

Suko war schneller als ich.

Wie ein Schatten hechtete er durch die Luft. Er kam von der Seite her, streckte sich und schaffte es tatsächlich, unseren Kollegen zu Boden zu reißen.

Mitic rollte sich herum. »Lassen Sie mich!« brüllte er. »Ich will ihn töten! Er hat…«

Suko riß ihn hoch, schleuderte ihn zurück, zog ihn wieder vor und hatte dabei die rechte Hand in die Kleidung des Mannes verkrallt. Mitic heulte ihm ins Gesicht. Aus seinen Augen schossen Tränen, er war nicht mehr Herr seiner Sinne.

»Seien Sie endlich ruhig!« fuhr Suko ihn an. »Sie können hier nicht den großen Mann spielen.«

Der Kollege aus Jugoslawien gab nach. Er brach zwar nicht zusammen, er sackte jedoch ineinander und nickte.

Suko ließ ihn los.

Ich hatte in der Zwischenzeit Goran und die anderen Diener der schwarzen Rose nicht aus den Augen gelassen. Sie gaben sich sehr ruhig, standen da wie die Ölgötzen und warteten sicherlich auf das Zeichen ihres Anführers, der seine linke Hand vom Körper des schwarzen Schwans nahm.

Für uns ein Zeichen, daß er wieder reden wollte.

Er meinte mit seinen ersten Worten Mitic. »Dieser Wahnsinnige wird ebenso den Tod erleiden wie ihr. Ich habe die Rolle des Dekans übernommen, ich bin derjenige, der voll auf den Großen Ramis vertraut, der uns den Weg ins Jenseits ebnet. Tod bedeutet Freiheit, dafür leben wir, denn wir warten auf den Tod, und er, den ich hier im Arm halte, wird uns begleiten.«

»Was ist das für ein Widersinn?« rief ich ihm entgegen. »Man lebt nicht, um sich auf den Tod zu freuen. Der Tod ist etwas Unabänderliches, etwas Unwiderrufliches, aber Menschen, die sich auf den Tod freuen, sind nicht dazu ausersehen, ein erfülltes Leben zu führen. Sie können nur am Rande der Gesellschaft existieren, so wie ihr.«

»Nein!« rief er laut. »Nein und abermals nein. So redet nur einer, der keine Ahnung hat. Der noch immer in den alten Vorstellungen steckt und nichts von der Erneuerung erfahren hat. Für uns ist der Tod der Anfang, denn das Jenseits wird uns aufnehmen, und uns…«

»Hör auf mit dem Gerede. Wer redet denn hier von *alten* Vorstellungen? Du bist es doch. Wie alt ist diese Irrlehre eures Philosophen Ramis? Tausend Jahre, zweitausend, dreitausend…?«

»Er war zu seiner Zeit moderner als ihr es seid!« schrie Goran mit lauter Stimme. »Wir haben über ihn gelesen, unsere Dekan hat uns mit seinen Lehren vertraut gemacht, denn er gehörte zu den wenigen Menschen, die das Jenseits gesehen haben. Er ging hinein, er starb, aber er lebte weiter. Sein Geist und seine Philosophie sind unsterblich. Er hat die sechs Geister des Bösen zu seinen Schutzpatronen erwählt. Die Magie dieser Geister trägt ihn auf ihren Flügeln in die neue Zeit hinein, und wir folgen ihm. Wir lassen diese verfluchte Welt hinter uns. Wer uns nicht folgt, ist gegen uns und wird unsere Rache zu spüren bekommen. Ja!« schrie Goran. »Dieser Polizist hat recht. Ich habe seine Frau erstochen, auch sie war gegen uns. Sie hat ihre Tochter zurückhalten wollen. Maria erzählte es uns, und wir beschlossen, ihre Eltern zu töten. Bei der Frau haben wir begonnen, Maria ist unseren Weg gegangen, und ihr Vater wird seiner Frau folgen…«

»Das wird er nicht!« schrie Mitic.

Diesmal hatte er aufgepaßt. Bevor Suko und ich ihn daran hindern konnten, war er vorgesprungen. Die Distanz zu dem ersten in der Nähe stehenden Mitglied der schwarzen Rose überwand er mit zwei kräftigen Sprüngen. Dann war er am Mann, und er besaß noch seine Waffe, die er gedankenschnell gezogen hatte.

Die Mündung preßte er gegen die Stirn des jungen Manne. Mit der linken Hand hielt er ihn umschlungen, zog den Körper dicht zu sich heran und schaute über die Schultern hinweg mit seinem haßerfüllten und flammenden Blick auf Goran.

»Du wolltest töten?« schrie er. »Wolltest du das wirklich, verdammter Hundesohn?«

»Ja!«

»Dann werde ich deinen Freund hier umbringen. Ich jage ihm eine Kugel durch den Schädel.«

»Mitic!« rief ich. »Seien Sie vernünftig. Sie…«

»Halt dein Maul, Sinclair!« brüllte er verbissen zurück. »Jetzt bin ich an der Reihe!«

»Sie erreichen nichts.«

»Doch, ich werde…«

»Dein Freund hat recht. Du erreichst wirklich nichts. Du machst dich nur lächerlich«, sagte Goran laut. »Drohen kannst du uns nicht. Meine Freunde freuen sich darauf, in den Tod gehen zu können. Sie sind Menschen, die das Jenseits lieben…«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen, Goran! Es ist etwas anderes, ob ich einen deiner Diener umbringe oder er es selbst tut, wie euch dieser komische Ramis lehrt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Seele des Verstorbenen den gleichen Weg gehen wird!«

»Da hast du im Prinzip recht. Das Ritual muß eingehalten werden. Aber jeder meiner Freunde weiß, daß bei uns die Rücksicht eine Grenze hat. Muß ich noch mehr sagen?«

»Was? Du würdest deinen Freund hier opfern?«

»Für die große Sache opfere ich jeden. So ist es uns beigebracht worden, und daran halte ich mich auch. Hast du sonst noch Fragen?«

Mitic war verunsichert. Ich schaute ihn an, und mein Blick konzentrierte sich besonders auf seine Waffe, deren Mündung er gegen die Stirn des jungen Mannes gepreßt hielt.

Der Zeigefinger des Kollegen hatte sich um den Abzugshahn gelegt. Er zitterte ein wenig, für mich ein Zeichen, daß dieser Mensch unter einem hohen Druck stand.

Goran blieb weiterhin gelassen. »Bevor ich endgültig dazu komme, euch zu vernichten, möchte ich euch noch etwas zeigen. Bisher habt ihr über die Macht des Ramis gelacht. Ihr habt den Schwan nicht ernst genommen, das war ein Fehler. Ich werde euch zeigen, wie ernst er zu nehmen ist. Schaut ihn euch an, schaut ihn euch genau an und sagt mir, was ihr seht!«

Er hatte seine Hände wieder um den schwarzen, leicht glänzenden und vom Widerschein der Kerzen übergossenen Körper gelegt. Bisher war der Schwan für uns ein starres Gebilde gewesen.

Jetzt nicht mehr.

Ich glaubte nicht an eine Lichtspiegelung, als das Steintier plötzlich seinen Hals bewegte. Er schwang von einer Seite zur anderen, zu vergleichen mit dem Körper einer Schlange, die von einem Beschwörer unter Kontrolle gehalten wird.

»Das ist er! Das ist der Geist des großen Ramis, die unzerstörbare Seele, die sich verteilen kann, gegen die kein Sterblicher auf dieser Welt ankommt. Ramis ist mächtiger als die Sterblichen. Er kann Welten verändern und den Lauf der Gestirne beeinflussen. In diesem Schwan steckt ein Teil seines Geistes, und ich habe ihn jetzt befreit.«

Zu sehen war nichts, doch zu hören.

Wind kam auf.

Woher, das wußte keiner von uns zu sagen. Jedenfalls hörten wir innerhalb dieses Gewölbes das Heulen und Klagen, als würden zahlreiche Seelen allmählich verbrennen.

Zum erstenmal regten sich auch die Finsteren. Sie hoben die Köpfe und schauten gegen das düstere Deckengewölbe. Wir sahen, wie sie zitterten. Sie standen unter einer großen Erwartung, einem Druck und wollten auf keinen Fall enttäuscht werden.

Ich wollte nicht, daß wir das gleiche wie auf dem verdammten Friedhof erlebten.

Ich sah, daß Suko seine Hand unter die Jacke geschoben hatte. Sicherlich umklammerte er dort den Stab Buddhas, der ihm überlassen worden war. Ich schüttelte den Kopf.

Mit einer Bewegung der Augen deutete mir Suko an, daß er mich verstanden hatte.

Ich schob meine Hand in die Tasche, denn dort befand sich mein Kreuz. Ich wollte sehen, ob der Geist des Ramis tatsächlich so mächtig war, wie Goran glaubte.

»Ist er so stark?« schrie ich laut in das Gewölbe hinein.

»Ja, das ist er!«

»Stärker als dies?«

Noch während ich die Frage stellte, riß ich das Kreuz aus der Tasche und hielt es ihm entgegen.

Goran stand steif.

Die anderen wurden unruhig. Sie hatten schon auf dem Friedhof erlebt, daß dieser Talisman einen magischen Ring zerstören konnte.

Jetzt versuchte ich es wieder.

Ich ging auf Goran zu.

Plötzlich war es still geworden. Sämtliche Blicke hefteten sich auf mich. Man starrte mich an, man wollte sehen, ob ich tatsächlich den Mut besaß, gegen Ramis direkt anzugehen und damit gegen den schwarzen Schwan.

Ich passierte den ersten Diener der schwarzen Rose. Nichts geschah. Es war niemand da, der mich angriff oder auch nur die Hand nach mir ausstreckte.

Man wartete ab, verließ sich auf Goran, der mir entgegenschaute und seinen Blick nicht vom Kreuz lösen konnte.

Einen Schritt vor ihm blieb ich stehen, umkreist von den Finsteren. Dennoch fühlte ich mich nicht unwohl. Ich vertraute auf die Kraft des geweihten Silberkreuzes und auch auf die Rückendeckung meines Partners Suko. Wenn es hart auf hart kam, würde auch er nicht zögern, seine magischen Abwehrmittel einzusetzen.

»Ich bin hier, Goran. Stehe bei Ramis oder bei dem Schwan. Deshalb mache ich dir einen Vorschlag: Du vertraust ihm, ich vertraue meinem

Kreuz. Laß uns herausfinden, wer von den beiden stärker ist!«

»Ramis natürlich!«

»Ich halte dagegen!«

»Was ist schon ein Kreuz?« rief er. »Ein Symbol, das ich nicht…«

»Ein Symbol mit Symbolen«, erklärte ich. »Wenn du es dir genau anschaust, wirst du sehen können, daß einiges an symbolhaften Deutungen in das Silber eingraviert worden ist. Du siehst an den Enden die vier Buchstaben. Es sind die ersten der…«

»Hör auf!« Er schrie mir den Satz entgegen, und ich wußte auch den Grund. Sein Blick war dorthin gefallen, wo sich das eingravierte R für Raffael abzeichnete. Daneben befand sich ein verschlungenes Buchstabenpaar, das sich eigentlich nur aus zwei Zeichen zusammensetzte, gleichzeitig aber eine dreibuchstabige Einheit bildete.

AUM!

Nichts ist heiliger in Indien als diese mystische Silbe. Das feierlichste und heiligste aller Wörter. Es ist ein Segen, eine Bestätigung und ein Versprechen zugleich. Dieses Wort steht gewöhnlich am Anfang der heiligen Schriften und vor den Gebeten der Inder. Der Überlieferung nach soll es zusammengesetzt sein aus den Anfangsbuchstaben der drei Götter Agni, Varuna (Uuaruna) und Marut.

Gleichzeitig soll es die drei Elemente Feuer, Wasser und Luft andeuten. Es ist eine Silbe des Guten, die, wenn *sie* von einem Würdigen ausgesprochen wird, das Böse zerstört. Spricht sie ein Unwürdiger aus, wird er selbst den Tod erleiden. Ich hatte sie einige Male in meinem Leben aussprechen müssen. Mir war nie etwas passiert, da ich auch als Sohn des Lichts gekennzeichnet war.

Wenn Goran sich in der indischen Mythologie auskannte, dann mußte er auch um die Kraft dieser Silbe wissen.

»Du siehst sie?« fragte ich lauernd.

Er nickte. Ich erlebte ihn zum erstenmal sprachlos und war gespannt darauf, wie er reagierte.

Wenn alle Stricke rissen, würde ich mich auch nicht scheuen, die Silbe hier auszusprechen, um Menschenleben zu retten.

Er ging einen kleinen Schritt zurück. Der Hals des Schwans bewegte sich nicht mehr. Ich konzentrierte mich auf die Augen des steinernen Tieres, das anscheinend doch lebte.

Lebten auch sie?

Es war nicht genau zu erkennen. Ich hatte jedoch den Eindruck, als würden sich die kleinen Pupillen bewegen.

Das Schweigen hing wie eine dichte Mauer in dem Gewölbe. Niemand sprach. Hinter mir atmete jemand sehr hart. Ich ging davon aus, daß es sich um Mitic handelte.

»Bist du dir noch immer sicher, Goran?« fragte ich leise. »Weißt du

nun, wer den Kampf gewinnen wird?«

Auf seinem Gesicht sah ich den Schweiß. Er überlegte angestrengt, suchte nach einem Ausweg. Die Haut auf der Stirn bewegte sich, er schluckte auch einige Male, und ich hörte wieder die Stimmen des jugoslawischen Kollegen.

»Mach ihn doch fertig, Sinclair!«

»Ruhe!« Suko hatte das Wort gesagt.

Ich blickte stur auf Goran. Er mußte etwas tun, wollte er nicht sein Gesicht verlieren und damit auch die Philosophie des Irrlehrenleiters Ramis. Die Finsteren hatten sich bisher nicht gerührt. In ihren Gesichtern aber las ich bereits so etwas wie Skepsis und auch die Erwartung, daß Goran handelte.

»Es ist gut«, sagte er nach einer längeren Pause des Nachdenkens.

»Ich werde den Kampf aufnehmen.«

»Jetzt und hier!« forderte ich.

Über seine breiten Lippen zuckte ein Lächeln. »Natürlich. Der Schwan gegen dein Kreuz. Ramis und das Jenseits gegen dich. Das wird nur einen Sieger geben.«

Er redete nicht mehr weiter, dafür handelte er, und zwar so, wie ich es nicht für möglich gehalten hatte.

Bisher war ich davon ausgegangen, daß der Schwan aus einem Teil erschaffen worden war.

Ich irrte mich.

Goran brauchte nur blitzschnell zuzupacken, und es gelang ihm, die beiden Hälften des Schwans auseinanderzureißen.

Ich wurde überrascht, die anderen auch. Innerhalb von Sekundenbruchteilen geschah es.

Aus der unteren Hälfte jagte ein grelles, grünviolettes Licht hervor und breitete sich gedankenschnell in dem Gewölbe aus…

***

Ich zuckte zurück, denn diese Reaktion hatte auch mich überrascht.

Das Licht wurde zu einer Wolke, zu mehreren Streifen und verteilte sich in Windeseile.

Ich wollte dagegen halten, es war nicht mehr möglich. Das Licht suchte sich seine Ziele.

Es jagte auch auf mich nieder. Ich spürte den plötzlichen Druck im Kopf und sah, wie Goran vor meinen Augen verschwamm.

Das verdammte Licht riß mir die Luft weg. Ich kam nicht einmal dazu, die Aktivierungsformel zu rufen, dafür bekam ich mit, was sich ereignete.

Alle Anwesenden waren von diesem Licht eingehüllt worden.

Und die Kraft dieser Magie schaffte es, die Menschen verschwinden zu lassen.

Sie lösten sich auf. Von einem Augenblick zum anderen.

Das geschah wie auf der Kinoleinwand. Sie verschwanden, als hätte es sie nie zuvor gegeben. Die unterirdische Halle war plötzlich bis auf drei Personen leer.

Mitic, Suko und ich standen da und wußten nicht mehr, was wir tun sollten. Wir hörten noch das hohe Pfeifen, das in unseren Ohren gellte, ich wollte mir die Ohren zuhalten, da war es bereits verstummt. Der Geist des gefährlichen Inders Ramis hatte uns seine Stärke sehr drastisch bewiesen.

Wieder einmal zählten wir zu den Verlierern. Nur mehr wenige Kerzen brannten noch. Die meisten Flammen waren erloschen. Das Licht genügte allerdings, um unsere blassen Gesichter sehen zu können.

Wir starrten uns an.

Suko hob die Schultern. Eine Geste, die ich verdammt gut verstehen konnte.

Mitic reagierte anders. Er war blaß und gleichzeitig rot im Gesicht. Wie ein Wilder stierte er auf seine Waffe, die völlig wertlos gewesen war. »Nichts!« brüllte er. »Wieder nichts.«

»Der Mörder meiner Frau ist entkommen. Ich habe es nicht geschafft!« Er drehte sich im Kreis und trat wütend mit dem rechten Fuß auf. »Ich bin ein Versager!«

Als das konnten wir uns alle bezeichnen. Suko sprach die passenden Worte. »Was ist mit uns los, John? Schaffen wir es nicht mehr? Sind wir alt geworden?«

»Es sieht so aus.«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist uns sonst nicht passiert, verdammt! Wie kommt es?«

»Ich weiß es nicht.« Gern hätte ich darüber nachgedacht, aber Mitic kam mir dazwischen.

»Schon wieder«, sagte er. »Sie sind schon wieder entkommen. Jetzt wissen Sie, weshalb wir die Finsteren nicht fassen konnten. Sie… sie sind ja keine Menschen mehr.«

»Menschen sind sie noch«, sagte ich. »Aber sie besitzen einen verdammt guten Schutzpatron.«

»Im Gegensatz zu uns, wie?«

»Es sieht so aus.«

»Können Sie mir sagen, was wir jetzt noch machen sollen?«

»Ja, wir gehen.«

»Ach, mehr nicht.«

»Hier gibt es für uns nichts mehr zu holen.« Und mit einem Anflug von Galgenhumor sagte ich: »Der letzte bläst die Kerzen aus.« Dann drehte ich mich um und verschwand.

Ich wollte es nicht zugeben, aber auch ich erstickte fast an meiner

eigenen Wut…

***

Später saßen wir in Mitics Wagen. Wir hatten abgemacht, daß wir zu ihm fahren würden. Während der Fahrt redete niemand von uns, ein jeder hing seinen Gedanken nach.

Ich dachte darüber nach, was wir wohl falsch gemacht haben könnten. Hatten wir die Finsteren tatsächlich unterschätzt?

Ja, es gab keine andere Lösung. Zu allem Überfluß waren sie noch vor unseren Augen verschwunden. Sie hatten sich aufgelöst, waren möglicherweise zu einem Teil des Jenseits geworden – oder auch nicht.

Sie brauchten nicht tot zu sein, für alle Zeiten ausgelöscht, sie konnten ebensogut in eine andere Form des Lebens hineingetreten sein, aber in eine negative.

Ich merkte kaum, daß wir das Haus erreicht hatten und Mitic anhielt. Wie im Traum stiegen wir aus.

Es war noch immer dunkel, aber man spürte den anbrechenden Tag. Die Geräusche des hereinbrechenden Morgens durcheilten die Luft. Da wurde ein Wagen gestartet, da hörten wir das Echo von Schritten, hinter vielen Scheiben brannte Licht, nur das Haus unseres Kollegen lag im Dunkeln.

Wir gingen hinter ihm durch den kleinen Vorgarten und sahen, wie er die Haustür aufschloß, Licht machte und uns eintreten ließ.

»Ich werde meinen Kollegen Bescheid geben, damit sie Jolanda abholen können. Wenn Sie im Wohnzimmer warten wollen…?«

»Natürlich.«

Ich ließ mich in einen Sessel fallen, holte eine Zigarette aus der Packung, rauchte und schaute dem Qualm nach.

»Woran denkst du?« fragte Suko.

»An nichts!« Das stimmte auch. Ich dachte nicht einmal an eine Gefahr, sosehr hatte mich der Fall deprimiert.

Das war mein Fehler…

***

Michael Mitic fürchtete sich davor, das Schlafzimmer zu betreten.

Dann würde er Jolanda wieder sehen, wie sie so regungslos auf dem Bett lag.

Er ballte die Hände zu Fäusten. Gern wäre er mit einer anderen Nachricht zurückgekehrt, so aber blieben ihm nur Depressionen und Trauer.

Im Hals spürte er wieder das verdammte Würgen, als er auf die Tür des Schlafzimmers zuging. Wenn er Luft holte, schmerzte seine Brust. Er war mit sich selbst unzufrieden, denn er hatte es zu verantworten, daß der Mörder seiner Frau entkommen war. Er hätte nicht auf die

Engländer hören und einfach schießen sollen.

Sehr vorsichtig, als wollte er die Ruhe der Toten nicht stören, öffnete er die Tür.

In dem Raum brannte kein Licht. Durch das Fenster fiel bereits schwach das Grau der beginnenden Morgendämmerung. Er fand sich auch so zurecht und wollte der Andacht des Todes genüge tun.

Deshalb verzichtete er darauf, die helle Lampe einzuschalten, statt dessen holte er zwei Kerzen aus einer Schublade. Er zündete die Dochte an, ließ ein paar Tropfen von dem flüssigen Wachs auf den Nachttisch fallen und stellte die Kerzen dann hinein.

Sie leuchteten der Toten ins Gesicht und nahmen dem Ausdruck etwas von seiner Starrheit.

Jetzt sah Jolanda aus, als würde sie schlafen. Er konnte einfach nicht anders, beugte sich über sie und streichelte ihr Gesicht. Die Haut war schon kalt geworden, wie die einer in einem Park stehenden Steinplastik.

»Ich werde dich nie vergessen, Liebste«, sagte er leise mit einer rauhen Stimme. »Du wirst mir fehlen, glaub mir. Ich…«

Plötzlich hörte er das Geräusch.

Genau hinter ihm, wo der Schrank stand.

Mitic war durch den Anblick seiner toten Frau zu sehr abgelenkt, sonst hätte er bestimmt schneller reagiert. So fuhr er herum, als es schon fast zu spät war.

Die Gestalt hatte sich im Kleiderschrank neben dem Eingang versteckt gehalten und jetzt die Tür aufgehalten.

Es war eine junge Frau – Dunja! Diejenige, die den Blutschwur geleistet hatte.

In der Hand hielt sie ein Messer.

Und sie zischte Mitic ins Gesicht. »Ich habe es getan. Ich habe sie getötet!«

Der Mann begriff kaum und wußte dennoch, daß seine Frau damit gemeint war.

Urplötzlich drehte er durch.

Trotz des Messers griff er an!

***

Er hatte rot gesehen, er war wie von Sinnen. Er zog nicht einmal seine Waffe und ging mit bloßen Händen auf das Mitglied der Finsteren los. Die beiden prallten zusammen. Mitic spürte unter seinen zupackenden Fingern den Stoff der Kleidung, aber auch die Haut, und er sah, daß ihm etwas Blitzendes entgegengeschoben wurde.

Das Messer!

Er schrie, der Schmerz wühlte in seinem Innern, er schlug weiter, bekam wieder einen Stich mit, schrie noch immer, kippte nach vorn,

blutete, sah den weghuschenden Schatten nicht mehr und kroch in seiner wilden Verzweiflung über die Schwelle.

»Der Blutschwur! Ich habe ihn erfüllt! Ich habe ihn erfüllt…« Es waren die letzten Worte, die er vernahm. Auf einmal wurde es dunkel um ihn …

***

Der Schrei alarmierte uns.

Suko und ich hatten beide wie apathisch in den Sesseln gehockt.

Als wir den Ruf aber hörten, jagten wir in die Höhe, denn wir wußten sofort, wer ihn ausgestoßen hatte.

Michael Mitic!

Und wir wußten auch, wo er sich befand. Der Weg zum Schlafzimmer war uns nicht fremd.

An der Tür prallten wir fast noch zusammen, weil jeder von uns der erste sein wollte.

Im Gang hatte ich die Spitze übernommen und stoppte bereits nach wenigen Schritten, noch bevor ich die Schlafzimmertür erreicht hatte.

Ein Körper lag über der Schwelle. Die Beine befanden sich noch im Schlafraum, der Oberkörper lag bereits im Gang, und wir sahen auch das Blut, das sich ausgebreitet hatte.

Ich ging neben Mitic in die Knie, erschrak, als ich das bleiche Gesicht sah. Ich stellte fest, daß er noch lebte und brüllte Suko zu, einen Arzt zu alarmieren.

Das tat er auch.

Für uns wurde die Zeit wahnsinnig lang. Wir hatten versucht, die Blutungen zu stoppen. So ganz gelang es uns nicht. Uns war klar, daß sich Mitic noch auf der Schwelle vom Leben zum Tod befand.

Der Arzt kam. Rotlicht, Sirene.

Noch im Wagen bekam der Mann eine Blutübertragung, wir aber konnten nichts tun und hatten es nicht einmal geschafft, denjenigen zu verfolgen, der sich für diese Tat verantwortlich zeigte.

So wenig erfolgreich wie dieser war fast nie ein Fall gewesen…

***

Am anderen Abend des nächsten Tages kam Michael Mitic wieder zu sich. Man rief uns vom Krankenhaus her an, weil er mit uns sprechen wollte. Als wir das Krankenzimmer betraten, erschraken wir, denn im Bett lag eine äußerst blasse Person.

Zwei Minuten hatte man uns gegeben, und die noch unter Aufsicht. Mitic wollte nicht viel sagen, nur zwei, drei Sätze. Er hauchte sie. »Eine Frau hat Jolanda getötet, eine Frau… nicht Goran … Gor an …«

Das reichte.

Betreten und auch entsetzt verließen wir das Zimmer. In Zagreb gab es für uns nichts mehr zu tun. Wir konnten davon ausgehen, daß die

Finsteren die Stadt verlassen hatten oder sich an anderen, geheimen Orten verborgen hielten.

Für uns würde es unmöglich sein, sie zu finden. Außerdem konnten wir nicht so lange in Zagreb bleiben.

Wir flogen wieder nach London, und zwar mit einem verdammt bitteren Nachgeschmack.

Man konnte unseren Zustand in einem Satz zusammenfassen: Zwei Verlierer kehrten heim…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 531 »Das Grauen von Zagreb«